

J.M.R.-Lenz-Handbuch

J.M.R.-Lenz- Handbuch

Herausgegeben von
Julia Freytag, Inge Stephan und Hans-Gerd Winter

De Gruyter

Redaktion: Rainer Rutz

ISBN 978-3-11-023760-3

e-ISBN (PDF) 978-3-11-023761-0

e-ISBN (EPUB) 978-3-11-038493-2

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Informationen sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2017 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Einbandabbildung: „Petite ourse“. Zettel aus „Blätter der Erinnerung“ der Lenziana 2. Biblioteka Jagiellońska Kraków.

Satz: Meta Systems Publishing & Printservices GmbH, Wustermark

Druck und Bindung: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen

© Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

www.degruyter.com

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Vorwort (<i>Julia Freytag, Inge Stephan, Hans-Gerd Winter</i>) | VII |
| Hinweis der Herausgeber/innen | XI |
| Abgekürzt zitierte Werk- und Briefausgaben | XII |
| | |
| 1. Autor | 1 |
| 1.1 Leben (<i>Heinrich Bosse</i>) | 1 |
| 1.2 Handschriften und Werkausgaben (<i>Hans-Gerd Winter</i>) | 34 |
| | |
| 2. Werke | 47 |
| 2.1 Dramen und Dramenfragmente (<i>Julia Freytag</i>) | 47 |
| 2.2 Erzählungen (<i>Karin Wurst</i>) | 128 |
| 2.3 Lyrik (<i>Inge Stephan</i>) | 163 |
| 2.4 Theoretische Schriften (<i>Martin Rector</i>) | 186 |
| 2.5 Briefe (<i>Anne D. Peiter</i>) | 242 |
| 2.6 Die Berkaer Schriften (<i>Elystan Griffiths und David Hill</i>) | 257 |
| 2.7 Moskauer Schriften (<i>Heribert Tommek</i>) | 267 |
| 2.8 Übersetzungen (<i>Hans-Gerd Winter</i>) | 290 |
| | |
| 3. Themen | 307 |
| 3.1 Aufklärung (<i>Nikola Roßbach</i>) | 307 |
| 3.2 Religion (<i>Stefan Pautler</i>) | 314 |
| 3.3 Glückseligkeit (<i>Johannes F. Lehmann</i>) | 324 |
| 3.4 Gesellschaftskritik (<i>Georg-Michael Schulz</i>) | 333 |
| 3.5 Emotionalität (<i>Gregor Babelotzky</i>) | 341 |
| 3.6 Sexualität (<i>Gert Sautermeister</i>) | 354 |
| 3.7 Familie (<i>Dagmar von Hoff</i>) | 367 |
| 3.8 Freundschaft (<i>Inge Stephan</i>) | 375 |
| 3.9 Lenz und Goethe (<i>W. Daniel Wilson</i>) | 387 |
| 3.10 Geld (<i>Inge Stephan</i>) | 394 |
| 3.11 Selbstmord (<i>Simone Francesca Schmidt</i>) | 406 |
| 3.12 Militär (<i>Martin Kagel</i>) | 416 |
| 3.13 Genie (<i>Gerhard Bauer</i>) | 425 |
| 3.14 Demut und Stolz (<i>Marie-Christin Wilm</i>) | 434 |
| 3.15 Kulturelle Differenz (<i>Stefan Hermes</i>) | 447 |
| 3.16 Satirische Groteske und ironische Schreibweisen (<i>Maria E. Müller</i>) | 456 |
| 3.17 Fragmentarische Schreibweisen (<i>Judith Schäfer</i>) | 467 |

| | | |
|-----------|--|-----|
| 4. | Rezeption | 479 |
| | 4.1 Lenz in der Wissenschaft (<i>Hans-Gerd Winter</i>) | 479 |
| | 4.2 Lenz in der Literatur bis 1945 (<i>Ariane Martin</i>) | 523 |
| | 4.3 Lenz in der Literatur der DDR (<i>Ulrich Kaufmann</i>) | 546 |
| | 4.4 Lenz in der Literatur der BRD (<i>Inge Stephan</i>) | 559 |
| | 4.5 Lenz in der Musik (<i>Peter Petersen</i>) | 570 |
| | 4.6 Lenz in der Kunst (<i>Inge Stephan</i>) | 587 |
| | 4.7 Lenz im Film (<i>Manuel Köppen</i>) | 597 |
| 5. | Zeittafel zu Leben und Werk | 611 |
| 6. | Lenz-Bibliographie | 617 |
| 7. | Register | 731 |
| | Werkregister | 731 |
| | Namensregister | 736 |
| | Autorinnen und Autoren | 745 |

Vorwort

Julia Freytag, Inge Stephan, Hans-Gerd Winter

Als Jakob Michael Reinhold Lenz im Frühjahr 1792 – gerade einmal 42 Jahre alt – in Moskau auf offener Straße starb, hatte er als „Ausländer“, „Deutschrusse“ (Rosanow 1909: 29) und als *schiffbrüchiger Europäer*, wenn man den Titel des Gedichts auf seinen Autor bezieht, den Kontakt zum literarischen Leben in Deutschland seit Jahren verloren. Die Todesnotiz im *Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung* vom 18. August 1792, die Elias Canetti in seinem *Buch gegen den Tod* (2014) zitiert und sich dabei voller Empörung fragt, „[z]um wievielten Male schreibe ich den abscheulichen Nachruf auf Lenz ab“ (Canetti 2014: 252), gilt einem schon lange aus dem literarischen Leben Gedrängten und Verschwundenen, der „von wenigen betrauert, und von keinem vermißt“ wurde, wie es lakonisch, aber wohl nicht ganz unzutreffend in dem anonym veröffentlichten Artikel hieß ([Jerzembzsky] 1792: 820). Geboren 1751 im damaligen Livland, das seit 1721 zu den drei russischen Ostseeprovinzen gehörte, war Lenz seiner Herkunft nach russischer Untertan. Durch sein Werk gehört er jedoch einer jungen deutschsprachigen Generation von Stürmern und Drängern an, mit denen eine neue Literaturepoche in Deutschland begann. Seine Aufenthalte in Straßburg, Weimar und Zürich waren nur vorübergehend; auch in Riga, St. Petersburg und Moskau gelang es ihm nicht, sich eine feste Position und ein sicheres Auskommen zu schaffen. Als Nomade zwischen den Sprachen und Kulturen verkörpert er den Typus eines Autors, der gegenwärtig Konjunktur hat, in der damaligen Zeit jedoch auf Unverständnis und Ablehnung stieß.

In seiner Selbstwahrnehmung war Lenz äußerst schwankend. Verzweifelt suchte er nach einer „Lücke in der Republik“, in die er „hineinpassen“ konnte (Damm II: 637). In seiner posthum erschienenen Rezension *Über Götz von Berlichingen* stellte er die bis heute aktuelle Frage, die sich auf die menschliche Existenz wie die Autorschaft gleichermaßen beziehen lässt: „[W]as bleibt nun der Mensch noch anders als eine vorzüglichkünstliche kleine Maschine, die in die große Maschine, die wir Welt, Weltbegebenheiten, Weltläufte nennen besser oder schlimmer hineinpaßt.“ (ebd.) In einem Brief an Sarasin vom 28. September 1777 entschuldigte er sich gar für seine „ganze Existenz“ (Damm III: 553), die ihm selbst eine Last war. Auf der anderen Seite war er selbstbewusst und kannte seinen Wert als Autor. In einem Brief an Herder vom 23. Juli 1775, dem er sein Stück *Die Soldaten* zugeschickt hatte, schrieb er: „Es ist wahr und wird bleiben, mögen auch Jahrhunderte über meinen armen Schädel verachtungsvoll fortschreiten.“ (ebd.: 329)

Die optimistische Prophezeiung des Autors und Freundes Konrad Pfeffel, „Lenz wird noch einer der größten Poeten / die euren deutschen Helikon zieren“ (zit. nach ebd.: 815), 1777 auf der Tagung der Helvetischen Gesellschaft in Bad Schinznach, trat zunächst nicht ein. Nach Goethes harschem Urteil über seinen ehemaligen Weggefährten in *Dichtung und Wahrheit* (1830) hat es nicht an Versuchen gefehlt, das dominierende negative Bild von Lenz zu korrigieren. Die Werke von Lenz sind ‚geblieben‘ – zunächst eher als ‚Geheimtipp für Eingeweihte‘. Heute werden sie in ihrer literarischen Bedeutung anerkannt und gewürdigt – eine Legitimation für das vorlie-

gende Handbuch. Am wirkungsmächtigsten für die Rehabilitierung des Schriftstellers ist zweifellos Georg Büchners Erzählung *Lenz* (posthum 1839) gewesen, die – aus erstaunlich genauer Kenntnis des Lebens und Werks – ein so grandioses Bild des verkannten, verfemten und vertriebenen Künstlers entwarf, dass dahinter der reale Autor zu verschwinden drohte. Büchners Text wurde zur ‚Keimzelle‘ einer eigenen Produktionslinie, in der zwischen Büchner- und Lenz-Rezeption nicht immer klar zu unterscheiden ist. Diese manifestiert sich in einer kaum noch zu übersehenden Fülle von produktiven Aneignungen der Erzählung in Literatur, Musik, Film und Kunst. Dazu zwei Beispiele: Peter Schneiders erfolgreiche Erzählung *Lenz* (1973) orientiert sich an Büchners Text, dessen Handlung in die Gegenwart verlegt wird. Schneiders Lenz-Figur mit ihrer an Büchners Vorlage geschulten Darstellung von Verstörung bringt das Leiden unter dem Zwang zur ‚Objektivierung‘, der Ausgrenzung des Individuell-Persönlichen in den politischen Gruppen der Studentenbewegung zur Sprache. Sie dient dem jungen Autor dazu, nach den weitverbreiteten Zweifeln an der ‚gesellschaftlichen Funktion‘ von fiktionaler Literatur diese zu rehabilitieren. Auf den historischen Autor Lenz kommt Schneider erst sehr viel später zu sprechen, in einer Rezension von Büchners Erzählung für die *Zeit-Bibliothek der 100 Bücher* (1980). Der 2015 erschienene Roman *Lenz im Libanon* von Albert Ostermaier ist ebenfalls deutlich Büchners Erzählung nachkonstruiert, in der Darstellung einer extremen „Herzensbeklemmung“ aber auch von Lenz angeregt, der entsprechend unter den Motti zitiert wird. In diesem Handbuch sind hinsichtlich der über Büchner vermittelten Lenz-Rezeption unterschiedliche Herangehensweisen zu konstatieren. Neben Beiträgen, in denen eine strenge Trennung zwischen Büchner- und Lenz-Rezeption vollzogen wird, stehen andere, die von der Durchlässigkeit der beiden Rezeptionsstränge ausgehen und diese thematisieren.

Immer wieder kommt es aber in der Rezeption auch zu von Büchner unabhängigen Bezugnahmen auf die Biographie und die Werke des historischen Autors. Die Liste der von Lenz Begeisterten ist lang, auf ihr stehen prominente Autor/innen wie Franz Kafka, der nach einer Aufzeichnung in seinem Tagebuch vom 21. August 1912 „unaufhörlich Lenz gelesen“ und sich aus ihm „Besinnung geholt“ hat (Kafka 1954: 285); Ingeborg Bachmann, die in ihrer Büchner-Preisrede „Ein Ort für Zufälle“ (1964) bei Lenz eine „Konsequenz“ findet, an die sie mit ihrem eigenen Schreiben anschließt; Peter Rühmkorf, der in dem autobiographischen Text *Die Jahre, die ihr kennt* in einem Traum den „großen Lenz“ als Medium auftreten lässt, durch das er sich der eigenen „Ambivalenz“ bewusst wird (Rühmkorf 1972: 69), oder Heiner Müller, der mit der Metapher der ‚Wunde‘ auf die Beunruhigungen und Verstörungen anspielt, die von dem Werk von Lenz bis heute ausgehen (vgl. Müller 1989). Hervorzuheben sind auch der Lenz-Film von Egon Günther (D 1992) sowie die Oper *Jakob Lenz* von Wolfgang Rihm (1979) und vor allem die moderne Oper in den frühen 1960er Jahren, Bernd Alois Zimmermanns *Die Soldaten* (1965).

Zu den Lenz-Anhängern zählt auch Bertolt Brecht, der mit seiner einflussreichen *Hofmeister*-Inszenierung den Blick auf den Autor zurücklenkt, der nach Brechts Meinung das „ABC der deutschen Misere“ nicht nur am eigenen Leib erfahren, sondern dies auch in seinen eigenen Texten durchbuchstabiert habe. In klarer Abgrenzung gegen den sich in der damaligen DDR anbahnenden Klassik-Kult ergreift Brecht Partei für die sogenannten ‚kleineren Literaturen‘, wenn er schreibt:

Man versteht nichts von der Literatur, wenn man nur die ganz Großen gelten läßt. Ein Himmel nur mit Sternen erster Größe ist kein Himmel. Man mag bei Lenz nicht finden, was man bei Goethe findet, aber man findet auch bei Goethe nicht was bei Lenz. Und es ist überhaupt nicht so, daß einem Werk der kleineren Genies notwendig etwas abgeht. Sie können in sich und in allem perfekt sein. Einige der Unbekannten hatten lediglich nicht die Zeit, mehr zu schreiben oder sich reicher zu entwickeln, oder nicht das Geld oder nicht die Beziehungen oder nicht die Nerven. Einige versagten in der Kunst des Speichelleckens, welche von einigen der Größeren meisterhaft beherrscht wurde. (Brecht 1967: 465)

Brecht spielt hier Lenz gegen Goethe aus, eine Rezeption, die sich auch in anderen historischen Konstellationen bis heute findet.

Zum Teil parallel, zum Teil zeitlich verschoben zur literarischen Rezeption entwickelte sich eine eigenständige Lenz-Forschung, die den Autor aus der eher erdrückenden und verzerrenden Konfrontation mit seinem Gegenspieler Goethe herauszulösen und sein Werk in seiner Besonderheit und Eigenständigkeit zu erfassen sucht. Dass Lenz „einer der bedeutendsten Autoren in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts“ sei, wie es rechtfertigend 1991 im Vorwort zum ersten *Lenz-Jahrbuch* heißt, dürfte heute unstrittig sein. Die Widersprüchlichkeit, Vieldeutigkeit und Offenheit seiner Werke hat diese in den letzten Jahrzehnten zu einer immer wieder neuen Herausforderung für wissenschaftliche Arbeiten werden lassen. Die Monographie „*Ein vorübergehendes Meteor*“? J. M. R. Lenz und seine Rezeption in Deutschland (1984) von Inge Stephan und Hans-Gerd Winter, die Biographie *Vögel, die verkünden Land* (1985) von Sigrid Damm und die von ihr herausgegebene dreibändige Ausgabe *Lenz. Werke und Briefe* (1987) standen am Anfang einer neuen Beschäftigung mit dem Autor. Das enorm gewachsene Interesse an ihm dokumentieren drei von Inge Stephan und Hans-Gerd Winter moderierte internationale wissenschaftliche Symposien, zwei weitere in England und den USA und die in diesen Kontexten entstandenen Tagungsbände „*Unaufhörlich Lenz gelesen ...*“ *Studien zu Leben und Werk von J. M. R. Lenz* (1994), „*Die Wunde Lenz*“. *J. M. R. Lenz. Leben, Werk und Rezeption* (2003) und *Zwischen Kunst und Wissenschaft. J. M. R. Lenz* (2006) sowie *J. M. R. Lenz als Alternative?* (1992) und *Jakob Michael Reinhold Lenz. Studien zum Gesamtwerk* (1994). Hinzu kommen das *Lenz-Jahrbuch* (1991 ff.) und die von Christoph Weiß zusammengestellten *Werke in zwölf Bänden* (2001), die Faksimiles der Erstausgaben der zu Lebzeiten von Lenz selbständig erschienenen Texte enthalten, Editionen unveröffentlichter Texte (vor allem *Schriften zur Sozialreform. Das Berkaer Projekt*, hg. v. David Hill und Elystan Griffiths, sowie *Moskauer Schriften*, hg. v. Heribert Tommek, beide 2007) und zahlreiche Monographien und Aufsätze sowie eine wachsende Zahl an Dissertationen. Im Mai 2015 ist auch eine neue Lenz-Biographie erschienen, die erste nach Sigrid Damm: Herbert Krafts *Lenz*.

Es mag als ein kühnes Unterfangen erscheinen, dass sich das hier vorgelegte Handbuch auf eine Textbasis stützt, die durch künftige Archivrecherchen und durch historisch-kritische Untersuchungen durchaus noch Erweiterungen und Veränderungen im Detail erfahren kann. Bitter ist das Defizit der fehlenden historisch-kritischen Ausgabe des Autors zu beklagen, obwohl in den letzten Jahren immerhin viele nur in Archiven zugängliche Texte publiziert wurden. Die drei Herausgeber/innen sind sich dieser Problematik bewusst und gehen das Risiko gezielt ein, um durch die Bündelung der bisherigen Forschungen den Bemühungen um eine vollständige und zuverlässige Werkausgabe neue Impulse zu geben.

Die Vorarbeiten zu dem Handbuch gehen bis in das Jahr 2010 zurück, in dem der Plan eines Handbuchs durch ein diesbezügliches Angebot des Verlags De Gruyter greifbare Gestalt annahm. Von Anfang an stand fest, dass das Handbuch nicht nur Leben, Werk und Rezeption vorstellen sollte. Vielmehr ging es darum, durch die Aufnahme von thematischen Artikeln den Blick auf übergreifende und innovative Fragestellungen zu lenken, von denen aus das Werk von Lenz anschlussfähig an gegenwärtige literaturtheoretische und kulturkritische Diskurse der Gegenwart ist. Auch wird so deutlich, unter welchen Aspekten Lenz' Texte in den letzten Jahrzehnten diskutiert worden sind. Überschneidungen zwischen den thematischen Artikeln und zwischen diesen und den Artikeln zum Werk sind bewusst in Kauf genommen, da jeweils unterschiedliche Perspektiven erkenntnisleitend sind. Unstrittig war ebenfalls, dass an dem Handbuch möglichst viele ausgewiesene Forscher/innen beteiligt und gleichzeitig der jüngeren Generation eine Plattform zur Vorstellung ihrer Arbeiten geboten werden sollte. Dieser Brückenschlag zwischen den Generationen wird auch in der Zusammensetzung des Herausgeberteams deutlich.

Ein Gemeinschaftswerk wie das vorliegende ist Unwägbarkeiten ausgesetzt. Verzögerungen sind vorprogrammiert. Dass es schließlich zu einem glücklichen Ende geführt werden konnte, ist nicht nur der Geduld des Verlags und dem Engagement der Beiträger/innen zu danken, sondern auch der Unterstützung durch eine Reihe von Mitarbeiter/innen, die in den verschiedenen Phasen des Projekts an der Recherche, der Korrektur und der Vereinheitlichung der Manuskripte beteiligt waren. Zu nennen sind hier Götz Zuber-Goos, der eine erste Fassung der Bibliographie hergestellt hat, Anna Burgdorf und Victoria Pöhls, die sich beide um die Redaktion der Beiträge gekümmert haben – Victoria Pöhls hat zusätzlich die Bibliographie ergänzt und überarbeitet – sowie Annika Goldenbaum, die das Manuskript in der letzten Arbeitsphase redigiert hat. Besonders danken wir Rainer Rutz für sein äußerst umsichtiges und genaues Lektorat und Manuela Gerlof für die Begleitung und Unterstützung des gesamten Projekts.

Die Anzahl der Beiträge und Mitarbeiter/innen stellte das Herausgeberteam vor nicht geringe organisatorische Koordinationsprobleme. Obgleich es von Anfang an klare Vorgaben und Richtlinien gab, wurde die Freiheit des Einzelnen so weit wie möglich respektiert. Unterschiedliche Schreibstile und kontroverse Deutungen wurden nicht eingeebnet, sie sind Teil einer lebendigen Auseinandersetzung, zu der das Handbuch die Grundlagen und zugleich die weiterführenden Anregungen bieten möchte. Der Anspruch, den aktuellen Forschungsstand zu reflektieren, verbindet die Beiträge. Vereinheitlicht wurde auch nicht die Schreibweise des Autornamens. Das Nebeneinander von Jacob und Jakob geht auf den Autor selbst zurück und wiederholt sich dementsprechend in den Forschungsbeiträgen.

Die lange Laufzeit des Projekts hat es mit sich gebracht, dass einige jüngst erschienene Arbeiten nicht in allen Beiträgen Berücksichtigung erfahren konnten. In der Bibliographie sind diese Arbeiten jedoch vollständig erfasst.

Berlin, Hamburg im November 2016

Hinweis der Herausgeber/innen

Der Nachweis von Zitaten erfolgt in den Beiträgen mit Bezug auf die Lenz-Bibliographie im hinteren Teil des Handbuchs. Werk- und Briefausgaben werden dabei ohne Angabe des Erscheinungsdatums mit den Namen der jeweiligen Herausgeber/innen abgekürzt nachgewiesen; die Ausgaben und die Abkürzungen sind im Anschluss aufgeschlüsselt. Einzelveröffentlichungen (darunter Reprints) sind innerhalb der Bibliographie alphabetisch unter dem Unterpunkt „Einzelne Titel“ gelistet. Nicht in der Bibliographie enthaltene Arbeiten (das betrifft insbesondere Arbeiten, die über Lenz und die Lenz-Rezeption hinausgehen) sind am Ende der Beiträge in einem eigenen Literaturverzeichnis beigefügt. Um die Benutzbarkeit des Handbuchs mit Blick auf die Suche nach einzelnen Titeln zu erhöhen, sind Literatur- und Zitatnachweise aus der Weiterführenden Literatur in den Beiträgen selbst mit einem Sternchen (*) vor dem/den Namen der Verfasser/innen markiert.

Abgekürzt zitierte Werk- und Briefausgaben

- Blei** Jakob Michael Reinhold Lenz: *Gesammelte Schriften*. 5 Bde. Hg. v. Franz Blei. München, Leipzig 1909–1913.
- Damm** Jakob Michael Reinhold Lenz: *Werke und Briefe in drei Bänden*. Hg. v. Sigrid Damm. Leipzig 1987. Lizenzausgabe: München, Wien 1987.
- Freye/Stammler** *Briefe von und an J. M. R. Lenz*. 2 Bde. Hg. v. Karl Freye u. Wolfgang Stammler. Leipzig 1918.
- Griffiths/Hill** J. M. R. Lenz: *Schriften zur Sozialreform. Das Berkaer Projekt*. 2 Bde. Hg. v. Elystan Griffiths u. David Hill, unter Mitwirkung v. Heribert Tommek. Frankfurt/Main u. a. 2007.
- Müller** *Jakob Michael Reinhold Lenz im Urteil dreier Jahrhunderte. Texte der Rezeption von Werk und Persönlichkeit. 18.–20. Jahrhundert*. 4 Bde. Gesammelt u. hg. v. Peter Müller unter Mitarb. v. Jürgen Stötzer. Bd. 1–3 u. 4. Bern, Berlin u. a. 1995 u. 2005.
- Tieck** *Gesammelte Schriften, von J. M. R. Lenz*. 3 Bde. Hg. v. Ludwig Tieck. Berlin 1828.
- Titel/Haug** Jakob Michael Reinhold Lenz: *Werke und Schriften*. 2 Bde. Hg. v. Britta Titel u. Hellmut Haug. Stuttgart 1966–1967. Lizenzausgabe: Darmstadt 1966–1967.
- Tommek** J. M. R. Lenz: *Moskauer Schriften und Briefe*. 2 Bde. (Text- und Kommentarbd.). Hg. v. Heribert Tommek. Berlin 2007.
- Waldmann** *Lenz in Briefen*. Hg. v. Fritz Waldmann. Zürich 1894.
- Weinhold-DN** *Dramatischer Nachlass von J. M. R. Lenz*. Hg. v. Karl Weinhold. Frankfurt/Main 1884.
- Weinhold-G** *Gedichte von J. M. R. Lenz. Mit Benutzung des Nachlasses Wendelins von Maltzahn*. Hg. v. Karl Weinhold. Berlin 1891.
- Weiß** Jakob Michael Reinhold Lenz: *Werke in zwölf Bänden. Faksimiles der Erstaussagen seiner zu Lebzeiten selbständig erschienenen Texte*. Hg. v. Christoph Weiß. St. Ingbert 2001.

1. Autor

1.1 Leben

Heinrich Bosse

| | |
|--|----|
| 1. Dorpat | 3 |
| 2. Königsberg | 9 |
| 3. Straßburg | 13 |
| 4. Von Weimar nach Waldersbach | 20 |
| 5. Russland | 27 |
| 6. Weiterführende Literatur | 32 |

Jacob Michael Reinhold Lenz wurde – nach dem in Russland geltenden Julianischen Kalender (a. St. = alten Stils) – am 12. Januar 1751 geboren. Gestorben ist er am 23. oder 24. Mai 1792 (a. St.). Das Geburts- wie auch das Taufdatum trug der Pastor Christian David Lenz, sein Vater, eigenhändig in das Kirchenbuch des livländischen Kirchspiels Seßwegen/Cesvaine ein. Der Todestag des Dichters lässt sich nicht mehr genau ermitteln, beerdigt wurde er vermutlich auf dem Deutschen Friedhof in der Deutschen Vorstadt Moskaus (vgl. Weinert 2006: 172–174). Wie so vieles in seinem Leben, was wir gern genauer wüssten, bleibt das ungewiss.

Drei literarische Porträts haben die Erinnerung an ihn profiliert. Das erste gibt Goethe in seinen Lebenserinnerungen (1814):

Klein, aber nett von Gestalt, ein allerliebstes Köpfchen, dessen zierlicher Form niedliche etwas abgestumpfte Züge vollkommen entsprachen; blaue Augen, blonde Haare, kurz, ein Persöchen, wie mir unter nordischen Jünglingen von Zeit zu Zeit eins begegnet ist. [...] Für seine Sinnesart wüßte ich nur das englische Wort *whimsical*, welches, wie das Wörterbuch ausweist, gar manche Seltsamkeiten in *einem* Begriff zusammenfaßt. (*Goethe 1964a: 495)

Das andere Porträt ist Georg Büchners unvollendete Novelle *Lenz* (1839). Das dritte, über die biographischen Zeugnisse verstreut, ist Lenzens Selbstentwurf als verlorener Sohn (Lk 15,11–32) eines irdisch-himmlichen Vaters (vgl. Schöne 1968: 122–133; Gersch 1998: 172–190). Biographische Bemühungen um Lenz sind das ganze 19. Jahrhundert hindurch gescheitert (vgl. E. Schmidt 1901). Erst im 20. Jahrhundert haben sie die mehrfachen Lenz-Bilder ergänzt, erweitert und vertieft, namentlich das große, positivistisch ausgerichtete Werk von Matvej N. Rozanov (1901/1909) als Grundlage alles späteren Wissens und die Roman-Biographie von Sigrid Damm (1985/1989), Grundlage aller neueren Beschäftigung mit Lenz. Zuletzt hat Herbert Kraft eine umfangreiche Einführung in Leben und Werk von Lenz vorgelegt (Kraft 2015), die kulturgeschichtlich weit über die bisherigen Biographien hinausgeht, den schwierigen Autor jedoch eher zum idealistischen Aufklärer stilisiert.

Lenzens Werke gehören zur deutschen Literatur, doch Lenz selbst hat kaum mehr als fünf Jahre in Deutschland verbracht. Für sein Frühwerk ist die Herkunft aus Livland bedeutsam (Bosse 1997); für sein Leben, in dem er selbst keine Familie grün-

dete, bleibt seine Herkunftsfamilie ein bestimmendes – und vom Vater bestimmtes – Gegenüber. Livland, der Südteil des heutigen Estland sowie Lettland nordöstlich der Düna (Lettland südwestlich der Düna bildete das Herzogtum Kurland unter polnischer Oberhoheit), war seit 1721 dem Russischen Reich als Ostseeprovinz einverleibt; eine Oberschicht von deutschen Adligen und Geistlichen auf dem Lande und von deutschen Bürgern in den Städten beherrschte ihrerseits die indigene, überwiegend leibeigene Bevölkerung.

Hier gelang dem Vater Christian David Lenz (1720–1798) der größtmögliche gesellschaftliche Aufstieg, nicht nur vom bürgerlichen Stand (der Handwerker und Kaufleute) in den gelehrten Stand (der Akademiker), sondern innerhalb der Geistlichkeit zur höchsten Würde Livlands. Der Sohn eines Kupferschmieds aus Köslin/Koszalin (Pommern) studierte drei Jahre (1737–1740) Theologie in Halle und ging dann als Hofmeister nach Livland. Schon 1742, nach zwei Jahren, wurde er zum Pastor der Gemeinde Serben/Dzērbene berufen, 1749 wechselte er zu der (mit zehn Rittergütern) reicheren Gemeinde Seßwegen/Cesvaine und wurde 1758 Propst des 2. Wendenschen Kreises, im Jahr darauf Pastor an der städtischen deutschen Gemeinde in Dorpat/Tartu. 1779 wurde er zum Generalsuperintendenten Livlands ernannt und verlegte seinen Wohnsitz nach Riga. Theologisch war er – wie alle Erziehergestalten in Lenzens Frühzeit – geprägt durch den auslaufenden Pietismus des Halleschen Waisenhauses. Als Hofmeister begegnete Christian David Lenz dem radikalen Pietismus der Herrnhuter und identifizierte sich damit; nach dem Verbot der Brüdergemeinde (1743) distanzierte er sich Jahre später öffentlich und zweifellos karriereförderlich von ihr (vgl. Jürjo 1994: 145). Die pietistische Bereitschaft, sich unaufhörlich im Kampf gegen die Anfechtungen des ‚Feindes‘ zu sehen (vgl. Soboth 2003: 114), behielt der Vater Lenz auch in seiner späteren Hinneigung zum orthodoxen Luthertum bei, zuletzt als Kämpfer gegen alle aufgeklärten (neologischen) Strömungen seiner Kirche.

Christian David Lenz heiratete 1744 die Predigertochter Dorothea Neoknapp (1721–1778), das Ehepaar hatte acht Kinder. Nach ihrem Tod heiratete Vater Lenz ein zweites Mal (1779), und zwar Christina Margaretha, geb. Eichler, verw. Rulcovius (1718–1796), Tochter und Witwe eines Pastors. Die acht Söhne und Töchter sicherten (mit zwei Ausnahmen) als Akademiker der zweiten Generation erfolgreich ihren Status, die Juristen erhöhten ihn sogar durch Nobilitierung:

- Friedrich David Lenz (1745–1809) studierte Theologie in Königsberg, wurde nach dreijähriger Hofmeisterzeit Pastor in Tarvast/Tarvastu (1767–1779), sodann Nachfolger seines Vaters als Oberpastor an St. Johannis in Dorpat, auch Lektor der estnischen und finnischen Sprache an der 1803 wiedereröffneten Universität Dorpat.
- Dorothea Charlotte Maria Lenz (1747–1819) heiratete 1767 Johann Christian Friedrich Moritz, damals Konrektor an der Stadtschule Dorpat, später Rektor des Rigaer Lyzeums und Pastor in Tarvast.
- Elisabeth Christine Lenz (1748–1800) heiratete 1769 (?) Theophilus Schmidt, Pastor in Neuhausen/Vastesliina.
- Jacob Michael Reinhold Lenz (1751–1792).
- Johann Christian (von) Lenz (1752–1831) studierte – zugleich mit seinem Bruder Jacob – in Königsberg Jura, wurde nach einem Hofmeisterjahr 1772 Stadtsekretär in

- Arensburg/Kuressaare, 1774 Notar in Pernau/Pärnu, 1784 Sekretär der Gouvernements-Regierung in Riga, erwarb 1793 den russischen Dienstadel als Kollegienassessor und starb, mit hohen Orden ausgezeichnet, als livländischer Regierungsrat.
- Carl Heinrich Gottlob (von) Lenz (1757–1836) studierte Jura in Helmstedt und Jena und begleitete 1779 seinen Bruder Jacob aus Deutschland zurück nach Livland. Nach einer vierjährigen Hofmeisterzeit trat er 1783 in den Staatsdienst, erwarb 1793 den russischen Dienstadel als Kollegienassessor und wurde Oberfiskal und Kollegienrat.
 - Anna Eleonora Lenz (1760–1845) heiratete – am 4. 1. 1779 in Dorpat, zugleich mit der zweiten Eheschließung ihres Vaters – Carl Emanuel Pegau, einen Königsberger Studienfreund von Jacob, der 1778–1786 Pastor in Sissegal/Madliena, danach Propst von Riga-Land und Mitglied des Livländischen Oberkonsistoriums wurde.
 - Benjamin Gottfried Lenz (1761–1809) sollte nicht wie die anderen Söhne studieren, sondern Kaufmann in Reval/Tallinn werden. Er gab 1797 seine Handlung zugunsten einer festen Anstellung auf und starb als Inspektor des städtischen Siechenhauses in Reval (vgl. Falck 1907, *Ottow/Lenz 1977).

In dieser Geschwisterreihe stand, wie die im Kreis der Familie weitergegebenen und diskutierten Briefe zeigen (Latvijas Akadēmiskā Bibliotēka, Riga [= LAB]: Fonds 25 – Ms. 1113 – Akt 36), der Jurist Johann Christian dem Dichter besonders nahe, der ältere Bruder und Theologe Friedrich David besonders fern.

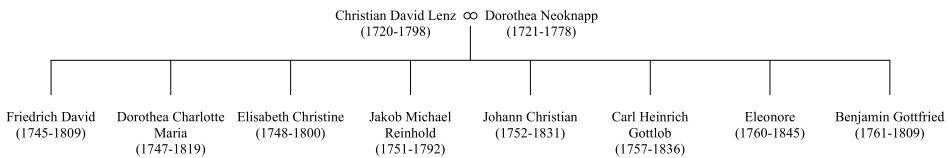


Abb. 1: Stammbaum der Familie Lenz

1. Dorpat

Jacob Lenz – so der Rufname (vgl. Weinert 1998/1999) – wurde wie seine Geschwister zunächst vom Vater unterrichtet. Dieser bat schließlich 1756 in einem Brief an Gotthilf August Francke in Halle um die Sendung eines Hofmeisters und schilderte dabei den Ausbildungsstand seiner Kinder. Zu Jacob erklärte er:

Endlich das 4te Kind und jüngste Söhnlein zeigt besondere Munter- und Fähigkeit. Er ist 5 Jahre, liest aber schon ziemlich gut, treibt sich selbst, hat schon einen feinen Begriff von den allerersten Grundwahrheiten des Heils, ist *curieux* im Nachfragen und *memorirt* die Worte Lutheri im *catechismo*. Kurz es ist ein Kind guter Art und hat eine feine Seele bekommen. (Jürjo/Bosse 1998/1999: 33)

Der Hofmeister seinerseits, der von November 1756 bis Anfang 1759 auf seiner Stelle blieb (vgl. *Ottow/Lenz 1977: 440), schrieb seine Enttäuschung über die Ver-

hältnisse in trockenen Worten auf: Er muss mit den zwei Söhnen, dazu einem Bauernjungen zum Aufwarten und einer „alten Frau“, wohl der Mutter der Pastorin, in einem Durchgangszimmer schlafen, täglich acht Stunden unterrichten und bekommt weder Zeit zur Unterrichtsvorbereitung noch die versprochene fachliche Unterstützung vom Herrn des Hauses (vgl. Jürjo/Bosse 1998/1999: 13 f.).

Der Wechsel nach Dorpat bedeutete einen Wechsel vom lettischen in den estnischen Teil Livlands. Für Christian David Lenz hieß es einerseits, auf die reichlicheren Einkünfte sowie das Gehalt eines Propstes Verzicht zu tun, wie er dem Dorpater Magistrat am 25. September 1758 mitteilte, andererseits aber auch „von der mir äußerst unangenehmen Landwirthschaft, wozu ich weder Zeit, noch Lust und Trieb habe“, befreit zu werden (Eesti Ajaloo Arhiiv, Tartu [= EAA]: Best. 995 – Verz. 1 – Akte 6055, Bl. 5). Um den Titel ‚Propst‘ behalten zu können, verzögerte er seinen Umzug um ein halbes Jahr. Dorpat war in den 1760er Jahren eine kleine Landstadt mit 400 Häusern, fast ausschließlich aus Holz, dazu mächtigen Ruinen aus früheren Blütezeiten und kaum 3.000 Einwohnern: Deutschen, Russen, Esten (vgl. *Eckardt 1975 [1876]: 513). Immerhin lag es an der Poststraße von Riga nach St. Petersburg und damit auch an der ‚Straße der Aufklärung‘, die den großen nordostdeutschen Kommunikationsraum durchzog (*Ischreyt 1981). Drei Prediger verrichteten ihre Gottesdienste in der St.-Johannis-Kirche: der Pastor der deutschen Gemeinde, dessen Vertreter, der Diakon oder Nachmittagsprediger und zugleich Konrektor der Lateinschule, sowie schließlich der Pastor der estnischen Gemeinde. Die Beziehungen zwischen Pastor Lenz, seinem Diakon und der Gemeinde waren erfüllt von Auseinandersetzungen, die in den anonymen *Erinnerungen aus der Zeit vor dem Dorpater Brande am 25. Juni 1775* (1874) sehr genau paraphrasiert worden sind; Karl Freye hat bisher als einziger von dieser Quelle Gebrauch gemacht (vgl. Freye 1917).

Anders als im größeren Riga gab es in der Landstadt Dorpat einen intensiven Austausch mit dem umsitzenden Landadel. Davon profitierte auch Pastor Lenz. Als ihm vorgeworfen wurde, er habe zu viele Besucher in seinem Hause, verwies er entschuldigend auf die „Zuhörer und Beichtkinder vom Lande“; bei seinem geringen Fixgehalt von 100 Rubeln seien ihm die Gebühren und Geschenke (Akzidentien) der „landischen Fremden“, d. h. des auswärtigen Adels, fast wichtiger als diejenigen seiner Eingepfarrten ([Anon.:] *Erinnerungen* 1874: 26 f.). Seine Leichenrede auf die Freiherrin von Münnich (1761) verrät viel von der Welt der Patronagebeziehungen, die der Sohn später attackieren wird (vgl. Damm II: 637). Auch Paten sind für die sozialen Netzwerke aufschlussreich: Von den fünf Paten bei Jacobs Taufe waren drei adlig – von den 30 Paten bei der Taufe der Anna Eleonora am 17. Juli 1760 waren 15 Adlige oder deren Frauen, zehn akademische *literati* oder deren Frauen, fünf Bürger oder deren Frauen (EAA: 1253 – 3 – 2, Bl. 277). Der Haushalt des Pastors umfasste nach dem Bürgerverzeichnis von 1764 ihn selbst und seine Ehefrau, sieben Kinder im Alter von 15 bis anderthalb Jahren, da der älteste Sohn schon 1760 von einem Gönner aus der Familie von Berg nach Königsberg gebracht worden war, ferner den Knecht Jahn, das Kinder-Weib Marry (über 50 Jahre), seine Küchen-Dirn Majje sowie seine Stuben-Dirn Marry (EAA: 995 – 1 – 1471, Bl. 62). Die Zahl der Dienstboten dürfte für städtische deutsche Honoratioren landestypisch gewesen sein. Wegen der Bausubstanz des Pfarrhauses erhob Pastor Lenz in den 1770er Jahren wiederholt und dramatisch Klage. Er verlangte dringend einen Neubau und führte

namentlich die rheumatischen Beschwerden seiner immer kranken Frau auf die undichten Stellen des Hauses zurück (vgl. [Anon.:] Erinnerungen 1874: 37).

Zur Predigerstelle gehörte auch ein Teil der Schulaufsicht. Abgesehen von den privaten Unterrichtsverhältnissen („Winkelschulen“), die im Jahrhundert der Hofmeister mehr Schüler anzogen als die öffentlichen, gab es in Dorpat eine Elementarschule für estnische und eine Mädchenschule für die deutschen Kinder, die beide von dem überzeugten Pietisten Tobias Plaschnig (1703–1757), Lenzens Vorgänger, eingerichtet worden waren (vgl. *Tering 1998). In der Mädchenschule sind 1763 der fünfjährige Carl Heinrich Gottlob, 1766 Anna Eleonora und Benjamin Gottfried als Schüler nachzuweisen (EAA: 995 – 1 – 28273). Die vierklassige Lateinschule wurde als „vereinigte Krons- und Stadtschule“ teils von der russischen Regierung, teils von der Stadt getragen, mit entsprechend komplexen Aufsichtsbefugnissen. Für die beiden unteren Klassen wie für die Mädchenschule war Pastor Lenz als Inspektor zuständig, für die beiden oberen Klassen fehlte es an einer Schulaufsicht in den für Lenz entscheidenden Jahren, in denen der Unterricht buchstäblich erlosch. Der Lehrkörper der vereinigten Krons- und Stadtschule hätte aus vier Personen bestehen sollen: Rektor, Konrektor, Subrektor und Rechenmeister. Jedoch wurde der dritte Lehrer (Subrektor) eingespart, die ersten beiden Lehrer bekämpften sich untereinander und stritten mit Pastor Lenz. Der Kleinkrieg der Autoritäten mündete in den Zusammenbruch des Unterrichts. Nach dem Tod des Rektors Krieger (September 1764) amtierte in den gelehrten Klassen nur noch ein einziger Lehrer, der Konrektor (und Diakon) Jakob Andreas Reichenberg (1710–1769); dieser legte im Sommer 1765 die Arbeit nieder, um einer Verurteilung wegen schlechter Führung seines Amtes zuvorzukommen, danach gab es – bis auf den Rechenmeister – anderthalb Jahre lang überhaupt keine Schule mehr. Schließlich wurde im Dezember 1766 Johann Martin Hehn (1743–1793) als Rektor berufen, zum gleichen Zeitpunkt Johann Christian Friedrich Moritz (1741–1794) als Konrektor, beide in Halle ausgebildet; ab 1769 gab es dann wieder einen dritten Lehrer als Subrektor (vgl. *Tering 1998: 81).

Paul Balthasar Krieger, Rektor der Lateinschule von Ende 1760 bis zu seinem Tode, war eine Verlegenheitslösung gewesen; er hatte als einziger der Dorpater Lehrer nicht in Halle studiert und stand, geistlich gesehen, im Rang unter dem Konrektor Reichenberg, welcher Lehrer und zugleich Nachmittagsprediger war. Diese unglückliche Konstellation führte zu unaufhörlichen Zwistigkeiten, die 1762 derartig eskalierten, dass Pastor Lenz seine beiden Söhne, Jacob und Johann Christian, für ein Dreivierteljahr aus der Schule nahm und Jacob sogar auswärts unterbringen wollte. In einem Versöhnungsbrief vom 25. April 1763 verwahrte er sich gegen den Vorwurf, die Söhne hätten zu Hause bei ihm nichts gelernt. Die Schule, wünschte Pastor Lenz, solle transparent sein für den Hausvater, der alles erfahren will, dagegen solle der Lehrer die Kinder weder aushorchen noch gar eidlich zum Stillschweigen verpflichten. Im Zusammenhang mit dem klassischen Beschwerdepunkt, der Prügelstrafe, charakterisierte er seine Söhne wie folgt:

Auch macht man billig unter den Kindern einen Unterschied. So würde z. E. mein Jacob durch Härte und Strafe nur betäubt, und so *confuse* gemacht werden, daß ihm Hören und Sehen vergehen, und dann nichts mit ihm auszurichten seyn würde. Dagegen aber kann Christian schon einen derben Filz aushalten. (LAB: 1113 – 21, No. 4)

Der Unterrichtsplan, den Sigrid Damm in ihrer Biographie anführt (Damm 1989 [1985a]: 35), lässt sich im Estnischen Historischen Archiv nicht auffinden, wohl aber

das Lektionsverzeichnis von 1761 (EAA: 3765 – 1 – 60, Bl. 34–5; 14–15). Es verrät die bescheidenen Ansprüche einer Trivialschule, Latein (Cornelius Nepos, Ciceros Briefe), Griechisch, Geographie, deutsche Epistolographie mit besonderer Berücksichtigung der Rechtschreibung. Täglich gibt es vormittags und nachmittags eine Privatstunde, d. h. der Rektor bietet seine Kenntnisse gegen Bezahlung, je nach Nachfrage, an. Es ist unter diesen Umständen schwer abzuschätzen, was Jacob Lenz in der Schule und was er außerhalb der Schule – zu Hause, autodidaktisch, in frei gewählten Lehr- und Lernverhältnissen wie bei Pastor Theodor Oldekop – gelernt haben mag, mit Sicherheit Französisch, ebenso auch Klavierspielen (vgl. Jürjo/Bosse 1998/1999: 33, Freye/Stammler I: 17). Während der Vater 1760 versichert, er verstehe weder Russisch noch Estnisch (EAA: 995 – 1 – 14159), muss sich der junge Lenz Kenntnisse des Russischen erworben haben (vgl. Damm III: 581, 648), obwohl diese Sprache nirgends in Livland Schulfach war.

Zu Neujahr 1765, also unter der Ägide des angefeindeten Konrektors Reichenberg, hat der vierzehnjährige Jacob Lenz eine Schulrede über die Zufriedenheit vorgelesen (vgl. Falck 1913: 155–165). Darin arbeitet er exzessiv mit den Mitteln szenischer Vergegenwärtigung, führt Beispiele aus der antiken Geschichte wie aus der Märtyrergeschichte an und bezieht sich ungenau, offensichtlich aus dem Gedächtnis, auf lyrische Passagen von Gottsched, Haller, Gellert, Trescho und Eberhard von Gemmingen. Über die stoisch-philosophischen Anweisungen zur Zufriedenheit triumphiert zuletzt die religiöse Erbauung, doch bildet die Lyrik der frühen Aufklärung ein subversives Gegengewicht zur Ergebung in Gott. So könnte, in der Spannung von Beruhigung und Aufbegehren, der frühe Text als „Arbeitsvorgabe für Lenz“ (Hempel 2003a: 54) verstanden werden.

In seinem ersten überlieferten Brief vom 2. Januar 1765 (Damm III: 243) dankt Lenz für eine Gabe, die er für seine Neujahrsrede erhalten hat, und zwar von Friedrich Konrad Gadebusch (1719–1788), Advokat und Syndikus in Dorpat, seit 1771 einer der beiden Bürgermeister der Stadt. Aus Mangel an Auskünften hat man Gadebusch zum Mittelpunkt eines geselligen Kreises gemacht, in dem Jacob Lenz verkehrt haben könnte (Rosanow 1909: 34), aber dafür gibt es keinen Anhaltspunkt. Durch seine ausgedehnte Korrespondenz, seine formidable Gelehrtenbibliothek, seine regionalhistorischen und personenkundlichen Interessen (*Kupffer 2004) war Gadebusch wohl so etwas wie das Intelligenzbüro Dorpats. Das zunächst herzliche Verhältnis zwischen Pastor Lenz und Gadebusch kühlte sich freilich allmählich, aber deutlich ab, wie die Briefe zeigen. Wurde er im ersten erhaltenen Schreiben noch als „Mein Herzens-Freund“ am 13. Juli 1760 zum Paten bei der Taufe der Tochter Eleonora gebeten (Briefe an Gadebusch im Lettischen Historischen Staatsarchiv [= LVA]: 4038 – 2 – 1681, Bd. I, Nr. 10), so werden die Anreden im Lauf der nächsten zehn Jahre immer förmlicher. 1767 wurde Rektor Hehn Gadebuschs Schwiegersohn; außerschulische Kontakte zwischen ihm und seinem Schüler Jacob Lenz sind jedoch unwahrscheinlich. Auch lässt Jacob in seinen Briefen Gadebusch niemals grüßen, ganz im Gegensatz zu Pastor Oldekop und seiner Gattin. Bezeichnend ist schließlich der unfreundliche Kommentar in Gadebuschs Lexikon livländischer Autoren: „Man machte diesen Jüngling zum andern Klopstock: als er aber mit seinen Landplagen an das Licht trat, belehrten ihn die offenerzigen Kunstrichter eines andern.“ (*Gadebusch 1973 [1777]: Bd. I, 19) August Wilhelm Hupel, Pastor in Oberpahlen/Pöltsamaa, hat in seiner vernichtenden Kritik an Gadebuschs altmodischer Ge-

schichtsschreibung Lenz hiergegen in Schutz genommen (vgl. Allgemeine Deutsche Bibliothek, Anhang 25–36, 1780: 1635 f.).

Auch zu den Erwachsenen des ‚Oberpahlener Kreises‘ (vgl. Preuß 1994) sind persönliche Beziehungen des jungen Lenz bisher nicht nachgewiesen. Aus einem Bericht Carl Heinrich Gottlobs (des späteren Oberfiskals) geht jedoch hervor, dass es zwei Pastoren waren, die Jacobs dichterische Begabung in geselliger Unterhaltung „bey dem fröhlichen Fortuna-Spiel im Garten, durch angefeuerte Impromptüs“ kultivierten: der bereits angesprochene Theodor Oldekop (1724–1806) von der estnischen Gemeinde in Dorpat und Johann Benjamin Sczibalski (1728–1797), Pastor im zwei Meilen (15 km) entfernten Nüggen/Nõo (vgl. Diederichs 1899: 283, Freye/Stammeler I: 17). Sczibalski veröffentlichte unter anderem estnische Kirchenlieder und Predigten, auch eine Abhandlung gegen die aufgeklärten Neologen mit einer Vorrede von Christian David Lenz (*Recke/Napiersky 1827–1832: Bd. 4, 171 f.). Theodor Oldekop, der literarische Ziehvater von Jacob Lenz, muss ein ungewöhnlicher lutherischer Geistlicher gewesen sein, denn er korrespondierte mit dem Metropoliten der russisch-orthodoxen Kirche über die Vereinigung der christlichen Religionen (vgl. Diederichs 1899: 283).

Unzweifelhaft begann sich Lenz in der Dorpater Zeit zum Dichter zu entwickeln. Zwei Neujahrsgedichte von 1765 und 1766 besaß Paul Theodor Falck (1845–1920) (vgl. Falck 1913: 168), drei Neujahrs- und Weihnachtswünsche von etwa 1767 hatte der um Lenz so sehr verdiente Georg Friedrich Dumpf (1777–1849) noch 1820 in den Händen (vgl. Müller IV: 452). Briefliche Gratulationsgedichte schrieb Jacob zur Verlobung seines ältesten Bruders und zum Geburtstag seiner Schwägerin (vgl. Damm III: 244 f., 250). Sie fügen sich in die Praxis der ‚okkasionellen Poesie‘, die seit dem Humanismus durch Schule und soziale Konvention reichlich genährt wurde. Gelegenheitsgedichte dieser Art machten Oldekop aufmerksam auf die Begabung des jungen Schülers. „Ein paar kleinere Gedichte von ihm, entdeckten mir seinen dichterischen Geist“, schrieb er in dem kurzen Kommentar, mit dem er Lenzens erste Veröffentlichung im 6. Stück der *Gelehrten Beyträge zu den Rigischen Anzeigen auf das Jahr 1766* den Lesern zur Aufmerksamkeit empfahl. Oldekop ermunterte ihn zu „der höheren Dichtkunst“, also zur religiösen Poesie, und fungierte dabei als freiwilliger Lehrer. Seine Anteilnahme äußerte sich auch in dem Zukunftsentwurf, mit dem er den *Versöhnungstod Jesu Christi* des jungen Autors einleitete: „Ein solches seltenes Genie verdienet alle Aufmunterung. Ich hoffe die Leser werden mit mir wünschen, daß die dichterischen Gaben dieses Hofnungsvollen *Jünglings*, sich immer mehr zur Ehre unsers Vaterlandes entwickeln und erhöhen mögen.“ (Müller I: 43) Unter dem Datum Dorpat, den 8. März 1766, erhielt der erst fünfzehnjährige Jacob einen Lebensentwurf als Auftrag zugesprochen, vor allen Lesern Livlands. Es steht wohl außer Frage, dass Jacob Lenz diesem Lebensentwurf folgen wollte. Es ist aber entscheidend, was Christian David Lenz davon hielt, dem ja als Hausvater das Recht zukam, der ‚Vater und Bestimmer seiner Kinder‘ (Herder) zu sein, also den Bildungsgang der Söhne bzw. den Ehemann für Töchter vorzusehen.

In der unentwickelten Öffentlichkeit Livlands (vgl. *Šemeta 2011) war eine journalistische oder schriftstellerische Karriere als Beruf unvorstellbar: „Denn die Dichter- und schönwissenschaftliche Laufbahn galt damahls (wie leider in Liefland auch noch jetzt) für kein Brodt-Studium, sondern war, nächst dem Soldaten und Komoedianten Leben, sehr verrufen.“ (Carl Heinrich Gottlob Lenz im Jahr 1816; zit. nach

Diederichs 1899: 283) In diesem Sinn ordnete auch Christian David Lenz die Belletristik ein, wenn er 1776 in einer Schulrede jeden Schullehrer dazu aufrief, „dem Misbrauch oder übermäßigem Studieren“ der Schönen Literatur, „welches so sehr eingerissen, bey seiner Jugend vorsichtigen Einhalt zu thun“ (*Beyträge zur Liefländischen Pädagogik 1781: 39), um den Nachwuchs nüchtern für die üblichen akademischen Berufe vorzubereiten. Vor diesem Hintergrund ist es wohl auch zu verstehen, dass Pastor Lenz seinerseits, und zwar noch im selben Jahr, gleichfalls einen Beitrag in den Rigaer *Gelehrten Beyträgen* publizierte. Im 22.–24. Stück des Jahrgangs 1766 ließ er das deutsche Vorwort zu seiner schon früher erschienenen lettischen Predigtsammlung von 1764, *Spreddiku-Grahmata* (1.858 Seiten), ein zweites Mal abdrucken – eine subtile öffentliche Zurechtweisung für seinen Sohn, um zu zeigen, welche Art von Öffentlichkeitsarbeit eigentlich Gott wohlgefällig sei. Der Vorgang erregte soviel Aufsehen, dass der Herausgeber der *Beyträge* sich entschuldigen zu müssen glaubte (Briefe an Gadebusch [LVA]: Bd. I, Nr. 142; *Gadebusch 1973 [1777]: Bd. II, 176 f.).

Aber Jacob Lenz ließ sich nicht zurechtweisen, sondern schrieb – „vom Vater unbemerkt“, wie der Bruder meint (Diederichs 1899: 283) – weiter, möglicherweise schon an seinen Hexametern über die großen Unglücksfälle der Menschheit: Krieg, Hunger, Pest, Feuersnot, Überschwemmung, Erdbeben (*Die Landplagen*); gewiß aber nunmehr auch Dramen. Der einzige Hinweis, den er selbst auf sein frühes Schreiben gibt, stammt aus der Zeit, als er, fern vom Vaterhaus, wegen Krankheit oder Überarbeitung zum Jahresende 1767 bei seinem Bruder in Tarvast weilte, um diesem beim Eintritt in das Berufsleben zu assistieren: „Ich lese, oder schreibe, oder studiere, oder tapeziere – oder purgiere, nachdem es die Not erfordert.“ (Damm III: 247) Der Fünfzehnjährige spielt sein Schreiben herunter, obwohl er sich bereits um die hohe Form des Dramas bemüht. Eines der Dramen sollte, nach dem Vorbild Klopstocks und anderer religiöser Dramendichter, einen biblischen Stoff behandeln. Lenz wählte Dina und Sichem (Gen 34), die Geschichte von der Vergewaltigung einer Tochter Jakobs, deren Ehre nicht, wie erwünscht, durch die Heirat mit dem Kanaaniter wiederhergestellt wird, sondern durch Überlistung, Ermordung und Ausplünderung der fremden Sippe. Aus der Handschrift, die Gadebusch zufolge bereits im Bekanntenkreis zirkulierte, lagen Dumpf 1820 die beiden ersten Akte vor. Die Hauptperson ist Dina, der junge Dichter thematisiert ihr eigenmächtiges Verlassen des Vaterhauses und die versuchte Rückkehr: „Die Tochter Jacobs, Dina, verliebt sich in Sichem, Hamors Sohn, und bleibt bei ihm. Bald sucht sie des Vaters Verzeihung und Seegen.“ (Müller IV: 453) Realistisch durchkomponiert wird das Thema in den *Soldaten* (1776) wiederkehren.

Das andere Drama, entschieden weltlich, wanderte gleichfalls als Manuskript durch mehrere Hände, bevor es 1845 von Karl Ludwig Blum publiziert wurde. *Der verwundete Bräutigam* behandelt einen skandalösen, höchst aktuellen Vorfall (vgl. auch → 2.1 DRAMEN UND DRAMENFRAGMENTE). Reinhold Johann von Igelström, der Sohn von Jakobs Taufpaten, wurde im Juli 1766 von seinem Diener nachts im Schlaf überfallen, er überlebte jedoch und konnte nach sechs Wochen in Oberpahlen sogar Hochzeit feiern. Ein Jahr später (August 1767) wurde der deutsche Diener in Dorpat öffentlich geknutet, gebrandmarkt und zur Zwangsarbeit im Hafensprojekt Baltisch-Port/Paldiski verurteilt (vgl. Preuß 1997b). Nach Blums Bericht war das Drama als ‚Festspiel‘ gedichtet und zur Hochzeit aufgeführt worden, eine Behauptung

tung, die schlechterdings unglauwbüdig ist (vgl. Freye 1917: 187, Damm I: 706). Es gibt tatsächlich ein entsprechendes Hochzeitsgedicht von Lenz, in dem die Begebenheit natürlich auch angeführt wird (vgl. Damm I: 706), aber die Geschichte von dem Diener, der tagelang nicht nach Hause zurückkommt, sich nicht entschuldigen will, geschlagen wird und sich mörderisch rächt – diese Geschichte ist kein Festspiel, sondern eine knapp vermiedene *tragédie domestique*. Sie aufzugreifen, gehört zweifellos in das „Muster der tabuverletzenden Provokation“ (Scholz 1990: 220), das Lenz auch in späteren Werken befolgt.

Löst man sich von der Festspieltheorie, so wird auch die Abfassungszeit flüssig; Lenz kann das Stück irgendwann zwischen Sommer 1766 und Sommer 1768 geschrieben haben. Hervorzuheben sind zwei Wirklichkeitsspuren: Das Stück beruht auf einem aktuellen Vorfall und verschlüsselt die beteiligten Personen nur minimal, ja legt es offensichtlich darauf an, sie identifizieren zu lassen. Das heißt, Lenz nutzt bereits in der Dorpater Zeit nicht nur das Wort Gottes, sondern auch die skandalöse Wirklichkeit als Quelle der Inspiration. Nach dem Vorbild Diderots gibt er ein „Gemälde der Unglücksfälle, die uns umgeben“ (*Diderot/Lessing 1986 [1760]: 154). Diderot war in Livland im Gespräch, seitdem der Rektor der Rigaer Domschule, Johann Gotthelf Lindner (1729–1776), von 1758 an das Schultheater wiederbelebt und 1762 eine Reihe von Schuldramen samt der Einleitung, *Beitrag zu Schulhandlungen*, publiziert hatte. Lindner berief sich namentlich in seinem letzten Stück auf Diderot, um zu begründen, dass auch „gleichsam täglichere Vorfälle des Lebens“ von Schülern aufgeführt werden dürften (*Graubner 2002: 55). In Lindners Schuldrama *Der wiederkehrende Sohn* (1761) gibt es Hausvater und Hofmeister, häusliche Unterrichtsszenen und gefährdete Studenten, wodurch es nachweislich von großer Bedeutung für Lenzens *Hofmeister* (1774) geworden ist (vgl. Graubner 2002). Christian David Lenz hat Lindner zumindest einmal in Riga persönlich besucht (Briefe an Gadebusch [LVA]: Bd. I, Nr. 83), so dass Rigaer Hofmeister- und Theaterfragen auch nach Dorpat gelangen konnten.

2. Königsberg

Zu Ende des Sommers 1768 reisten Jacob Lenz und sein jüngerer Bruder Johann Christian ins Ausland, um zu studieren. Sie gingen nach Königsberg, in den Bereich des Gregorianischen Kalenders (Datumsdifferenz im 18. Jahrhundert: elf Tage), deutscher Buchhandlungen und des preußischen Geldes – sowie des Theaters, denn in Königsberg bildete sich unter Karl Theophil Döbbelin eine der ersten ständigen deutschen Bühnen heraus. Mit mehr als 50.000 Einwohnern war Königsberg damals eine der wenigen deutschen Großstädte, zugleich Sitz der preußischen Provinzialregierung, lebhaftes Handelszentrum und Universitätsstadt. Die Universität war überschaubar: im Sommer 1770 gab es insgesamt 174 Theologiestudenten, etwa die gleiche Anzahl Juristen und kaum mehr als zehn Mediziner (vgl. Bosse 2003: 235 f.).

Am 20. September 1768 wurden die Brüder Lenz immatrikuliert. Lediglich zwei Briefe, beide geschrieben am 14. Oktober 1769 zu Beginn ihres dritten Semesters, geben Auskunft über ihre Studien. Jacob erwähnt „außer den philosophischen und andern *Collegiis*“ (Damm III: 252) zwei theologische Lehrveranstaltungen: einmal die private, also zu bezahlende Vorlesung von Theodor Christoph Lilienthal (1717–1781) über Johann David Heilmanns *Compendium theologiae dogmaticae* (1761),

viertägig von 8 bis 9 nach ‚thetisch-polemischer Methode‘, wobei man zunächst die positiven Lehrsätze, danach die darüber entstandenen Streitigkeiten behandelte (vgl. Boetticher 1911: 98 f.); zum anderen die öffentliche, also unentgeltliche Vorlesung von Gotthilf Christian Reccard (1735–1798), viertägig von 10 bis 11, über die Exegese des Römerbriefs; Reccard war Lehrer an der Heckerschen Realschule in Berlin gewesen, Verfasser eines vielgebrauchten Schulbuchs und in vielen Wissenschaften bewandert. Ob Lenz zu Johann Gotthelf Lindner, der seit 1765 als Professor der Dichtkunst lehrte, Kontakt aufgenommen hat, weiß man nicht.

Gesichert ist Lenz' Verbindung zu Immanuel Kant (1724–1804). Als Kant, zum Professor ernannt, im August 1770 noch eine Dissertation vorlegen musste, gratulierte ihm Lenz „[i]m Namen der sämtlichen in Königsberg studirenden Cur- und Lief-länder“ mit einem überaus prunkvoll gedruckten Gedicht (Damm III: 783). Außerdem erwirkte er im Winter 1770/1771 von Kant eine Empfehlung für einen Posten bei dem russischen Gesandten in Danzig (vgl. Freye/Stammler I: 14 f.). Vielleicht darf man aus Johann Christians sehr viel genauerem Studienplan Rückschlüsse auf die ‚philosophischen Collegia‘ seines Bruders ziehen. Der Jurist beabsichtigte, im beginnenden Semester Logik und Metaphysik bei Magister Kant zu repetieren (LAB: 25 – 1113 – 36, S. 7; vgl. Bosse 2003: 211 f.). Logik las Kant in den 1760er Jahren regelmäßig vierstündig von 8 bis 9, die Metaphysik hatte er im Sommersemester 1769 ausnahmsweise ausgelassen (vgl. *Arnoldt 1909: 219 f.). Zwischen Herbst 1769 und Sommer 1771 hielt er zudem wiederholt eine Überblicksvorlesung („Enzyklopädie der Philosophie“), dazu Vorlesungen über Naturrecht, praktische Philosophie (Ethik), „physische Geographie“ (Geologie) und einmal sogar über Mineralogie; nach dem Reformanstoß von 1770 kam eine Examens- und Disputationsübung hinzu (*Bosse 1990: 40 f.).

Insgesamt erwähnt Johann Christian fünf Lehrveranstaltungen. Als Jurist beabsichtigte er, Naturrecht zu hören, welches Sigismund Christoph Jester (1715–1773) im Semester zuvor angefangen hatte und unentgeltlich las, ferner, wiederum als Jahreskurs, Römisches Recht (*Institutiones*), ebenfalls bei Jester. Dazu kam aber noch „die *civil* und *militair* Baukunst“ bei Magister Carl Daniel Reusch (1735–1806). Diese Vorlesung in angewandter Mathematik diente wohl kaum der Ausbildung zum Juristen, sicher jedoch der Qualifizierung zum Hofmeister, der sich auf die (militärischen) Interessen künftiger Dienstherren einstellen musste. Eine entsprechende Funktion hatte auch die musikalische Ausbildung; Johann Christian lernte Querflöte spielen, Jacob die Laute (vgl. Müller I: 352 f.).

Ob die beiden Brüder zusammen wohnten, ist ungewiss; aus einem Briefkonzept des Vaters ist die Adresse bei einem Schneidermeister überliefert (vgl. Müller IV: 37). Nach dem Bericht des Komponisten Johann Friedrich Reichardt (1752–1814) wohnte Lenz „in einem ziemlich engen Hause, das ganz angefüllt war von den lustigen wilden Lief- und Curländern, seinen Landsleuten, welche Tag und Nacht in unaufhörlichem Toben beisammen lebten“ (Müller I: 352). Dort habe Lenz geistesabwesend an der Geselligkeit teilgenommen und sei für seine schwülstigen *Landplagen* verspottet worden. Neben dem Studium muss er intensiv an seiner literarischen Ausbildung gearbeitet haben. Er lernte Englisch und Italienisch – sei es bei einem Lehrer, sei es autodidaktisch aus einer Grammatik –, er las englische, italienische und französische Literatur (vgl. Rosanow 1909: 59–69), er übersetzte Popes *Essay on Criticism* (1711) in eher altmodische Alexandrinerverse (vgl. Müller I: 359) und imitierte des-

sen Burlesken (*Belinde und der Tod*, gedr. 1988). Seine abfällige Bemerkung, dass die Universität, abgesehen von den Magistern (Privatdozenten) und einigen Professoren, „wenig oder gar nichts werth“ sei (Freye/Stammler I: 13), spricht vielleicht nicht so sehr für Desinteresse, sondern dafür, dass die Universität als Gelegenheit zur Selbstausbildung genutzt wurde, wie in vielen anderen Bildungsgeschichten des 18. Jahrhunderts auch.

Ebenfalls zeittypisch ist das Thema ‚Geld‘ in den Studentenbriefen, zumal die Jugendlichen meist ohne Aufsicht und Vorbereitung in eine finanzielle Selbständigkeit entlassen wurden. Auch die Brüder Lenz mussten ihrem Vater über ihre Ausgaben Rechenschaft geben, auch sie kamen mit dem Geld nicht zurecht, das zu wenig oder zu spät vom Vater geschickt wurde. Obwohl das Semester vor Wochen begonnen hatte, fehlte ihnen Mitte Oktober 1769 das Geld, um Miete und Kost voranzubzahlen, Professoren, Sprach- oder Musiklehrer zu honorieren, Bücher, Kleider und anderes zu kaufen. Laut Johann Christian konnten sie jeder mit einer Zuwendung von halbjährlich 40 Dukaten (= 200 Rubel = 240 preußische Taler), dazu mit Kleidergeld, rechnen und wären somit auskömmlich versorgt gewesen (vgl. Bosse 2003: 212–218). Wenn allerdings das Geld zu spät geschickt wurde, mussten sie sich verschulden, bei speziell für Studenten erhöhten Zinsen. In der Tat hat Johann Christian beträchtliche Schulden gemacht, sicher auch sorglos studiert, denn nach der Rückkehr ist er immer noch 500 Rubel schuldig, die er zurückzahlen will (vgl. Damm III: 278); er ist nicht der einzige der livländischen Studenten, der nach dem Studium, sozusagen mit einem unfreiwilligen Studiendarlehen, offene Rechnungen zu begleichen hat (vgl. ebd.: 260). Vor diesem Hintergrund ist vielleicht die Nachricht zu verstehen, die Jacob Lenz selbst 1775 in die *Frankfurter Gelehrten Anzeigen* setzen ließ: Er sei zwar während seines Studiums an der Universität Königsberg ein halbes Jahr Hofmeister gewesen, lehne aber „diesen Stand“ ab und wolle nie wieder in ihn eintreten (Blei IV: 287 f.). Offenbar hat Lenz damals die Alternative zum Schuldenmachen ergriffen und – fast die einzige Verdienstmöglichkeit für einen Jungakademiker – Hausunterricht erteilt, vielleicht stationär, vielleicht aber auch von Haus zu Haus eilend wie die wahrhaft armen ‚Werkstudenten‘ ohne jede Unterstützung (vgl. Bosse 2003: 216).

Die Notlage der Brüder Lenz ist allerdings nicht aus der „finanziellen Not der deutschbaltischen Theologenfamilien“ (Weinert 2006: 152) zu erklären. Man kann geradezu im Gegenteil sagen: Was die Pastoren Deutschlands in silbernen Talern verdienten, verdienten die Pastoren in Livland und Kurland in goldenen Dukaten (vgl. *Bosse 1986: 570). Auch sie allerdings hatten in den agrarischen Gesellschaften, bei allem Überfluss der Lebensmittel, Mangel an Bargeld; zudem standen die Ausbildungskosten der Söhne in einer horrenden Relation zum Eigenbedarf, wenn das Studienjahr ein Drittel oder gar die Hälfte des eigenen Jahreseinkommens verschlang. Es ist verständlich, dass Pastor Lenz unter diesen Umständen Bargeld raffte, wo er es bekommen konnte (vgl. Müller IV: 36–38). Weniger verständlich ist, dass die beiden Söhne gleichzeitig in die kostspielige Ferne geschickt wurden, zumal Johann Christian gerade erst 16 geworden und damit recht jung war, selbst für einen Studenten des 18. Jahrhunderts. Wäre es denkbar, dass der ‚derbere‘ Jüngere dem Älteren eine Stütze sein sollte? Auch ist die Möglichkeit, dass der Vater Geld zurückhielt, um Jacob zu maßregeln, nicht ganz auszuschließen (Bosse 2003: 225 f.), denn Lenz

trat in Königsberg mit seiner ersten Buchveröffentlichung ausdrücklich als livländischer Dichter hervor.

Mitte Oktober 1769 waren die *Landplagen* mit dem Widmungsgedicht für die Zarin Katharina längst erschienen, und zwar in einem der beiden großen Königsberger Verlage, bei Hartungs Erben. Jacob Lenz hatte, wie er schreibt, wenigstens zwei Dukaten aufgewandt, um mehrere Exemplare binden zu lassen. Eines davon ging durch einen Bekannten an seinen Vater, der es nach Petersburg an den Zarenhof weiterleiten sollte. 20 weitere Exemplare gingen über einen Rigaer Kaufmann nach Dorpat. Auch der Rektor der Rigaer Domschule, Gottlieb Schlegel (1739–1810), wurde als prominenter Multiplikator bedacht. Schlegel schrieb dem Autor, aber erzählte auch allen, die es hören wollten, das Buch sei durchwachsen, Gutes mit Schlechtem gemischt. So berichtete es Rektor Hehn aus Riga bereits im August 1769 seinem Schwiegervater Gadebusch nach Dorpat (Briefe an Gadebusch [LVA]: Bd. I, Nr. 209). Relativ rasch, am 13. November 1769, wurde das Buch in der *Königsbergischen Zeitung* des Kanterischen Verlags beurteilt: der Dichter habe gewiss poetisches Talent, aber keine Ahnung vom deutschen Hexameter (Weiß I: 120*–122*). Auch diese Rezension fand ihren Weg nach Dorpat und in Gadebuschs Archiv (vgl. *Gadebusch 1973 [1777]: Bd. II, 178). Lenz hatte einen ganz großen Anlauf genommen, um nicht nur zu Hause, sondern im nordostdeutschen Kommunikationsraum von Berlin bis St. Petersburg als livländischer Dichter zu erscheinen, und war – zu kurz gesprungen. Sein Werk verrät die tiefe Unsicherheit eines Autors, der ohne jeden Austausch mit anderen Autoritäten gearbeitet hat, der sich bei dem Rhetoriker Quintilian Ermutigung holen muss, wenn ihm kein Pastor Oldekop mehr zur Seite steht. Den eigentlichen ‚Landplagen‘ sind noch drei unzusammenhängende Fragmente angehängt, die das, was eine erhabene Katastrophenklage hätte sein sollen, in einen Begabungsnachweis verwandeln. Eine abschließende Entschuldigung – so muss man es nennen – dekonstruiert die ganze Komposition. Positiv gewendet: Schon in seiner ersten eigenen Publikation entzieht sich Lenz bewusst ‚rhapsodisch‘ dem Diktat des schönen Ganzen.

Es ist nicht anzunehmen, dass der Vater die zweifelhafte Dichtung seines Sohnes nach Petersburg weiterbeförderte. Es ist vielmehr wahrscheinlich, dass er ihn durch Vorwürfe zusätzlich beschämte, zumal Hehn in seinem Brief angedeutet hatte, Jacob Lenz werde sich in literarische Auseinandersetzungen einlassen und damit seine theologische Ausbildung aufs Spiel setzen. Jedenfalls suchte der Sohn nach zwei Jahren Studium eine Möglichkeit, anderswo unterzukommen als in Livland. Christian David Lenz konnte nicht mehr als Briefe schreiben (vgl. Freye/Stammler I: 13–17), ob befehlend als Vater, argumentierend als Freund oder überredend als Arbeitsvermittler für eine lockende Hofmeisterstelle – doch sein Sohn entzog sich dem väterlichen Lebensentwurf für ihn. Das war kein Studienabbruch. So wie der Vater aus Geldgründen sagte, sechs Semester seien genug, so sagte sich Lenz aus seinen Gründen, fünf Semester seien genug. Abschlussprüfungen gab es an den Universitäten ohnehin keine, es sei denn, man wollte graduieren für eine wissenschaftliche Laufbahn.

Will man Jacob Lenz' Entscheidung als einen Akt der Emanzipation verstehen, so war es Emanzipation aus Verzweiflung. Er war als Dichter spektakulär gescheitert, trotzdem und deswegen kehrte er nicht zurück. Mit zwei Brüdern, Friedrich Georg von Kleist (1751–1800) und Ernst Nikolaus von Kleist (1752–1787), die seit September 1769 in Königsberg studierten, machte er sich auf als „Gesellschafter“ (Blei IV:

287) – also in ungeklärter Funktion, aber jedenfalls auf ihre Kosten – nach Westen, in Richtung Frankreich. Er machte sich auf oder floh, um keinen Beruf zu haben außer dem, zu schreiben.

3. Straßburg

Zusammen mit den Brüdern von Kleist reiste Lenz im Frühjahr 1771 über Köslin, Berlin und Leipzig nach Straßburg. Es begann die produktivste Periode seines Lebens. Der Bindung an die zuletzt drei Brüder von Kleist entsprechend gliedert sich sein Straßburger Aufenthalt in zwei Abschnitte. Im Sommer 1772 und wohl auch im darauffolgenden Winter hielt sich der jüngere der Brüder, der es bis zum französischen Capitain brachte, in den Garnisonen von Fort Louis und Landau auf, Lenz war sein Begleiter. Im Herbst 1774 löste sich das Verhältnis zu den Kleists; nun war Lenz frei, frei allerdings auch von jeder Unterstützung. Jetzt erst schrieb er sich am 3. September 1774 als Student in die Matrikel der Universität ein (vgl. Weinert 2006: 154).

Straßburg, die ehemalige protestantische deutsche Reichsstadt, stand seit 1681 unter französischer Herrschaft. Die französischen Beamten lebten für sich neben dem alten Straßburger Patriziat, aus deren Familien die Ratsherren, Professoren, Geistlichen hervorgingen (vgl. *Streitberger 1961: 216). Das französische Militär, über 10.000 Mann stark, war in den Kasernen vor den Toren oder in der Zitadelle außerhalb einquartiert, die höheren Dienstränge wohnten jedoch in der Stadt. Die zivilen Einwohner, um 1770 etwa 43.000, waren zur Hälfte katholisch, zur Hälfte evangelisch (vgl. *Borries 1909: 211). Die katholische bischöfliche Universität und das Jesuitenkolleg waren nach der Vertreibung der Jesuiten (1765) bedeutungslos geworden; die protestantische Universität und das ihr vorgeordnete Gymnasium standen dagegen in lebhaftem Austausch mit der deutschen Aufklärung, zumal mit der Universität Göttingen (vgl. *Streitberger 1961: 231–235). Die Zahl der Studenten betrug um diese Zeit rund 400–500, zur Hälfte Juristen, davon mindestens ein Viertel aus dem hohen und niederen Adel, gefolgt von Medizinern, Philosophen und Theologen (vgl. *Schulze 1926: 130–133); auch hier hielt sich die Zahl der Franzosen und Deutschen die Waage. Anregungen im künstlerischen Bereich kamen überwiegend aus Frankreich; das französische Theater wurde bevorzugt gegenüber den deutschen Wandertruppen, die nur unter Auflagen spielen durften. Für deutsche Bildungsreisende lag Straßburg auf dem Weg nach Paris, oft genug wurde es selbst schon zum Ziel. Jacob Lenz mit seinen Begleitern wird im Frühsommer 1771 in der Stadt angekommen sein.

Johann Gottfried Herder (1744–1803), der große Anreger des Sturm und Drang, war Mitte April 1771 abgereist. Aber Johann Wolfgang Goethe (1749–1832) war seit April 1770 in Straßburg, um dort den juristischen Grad eines Lizentiaten (≈ Dr. iur.) zu erwerben; das gelang am 6. August 1771, so dass er Mitte August nach Frankfurt am Main zurückkehrte. In der kurzen Zeit von etwa einem Vierteljahr trafen Lenz und Goethe zusammen, und Lenz fand nun, was er in Königsberg nicht gefunden hatte: literarischen Austausch in vollen Zügen. In *Dichtung und Wahrheit* (1814) benennt Goethe auch das energetische Zentrum. Shakespeare habe „in unserer Straßburger Sozietät“ wie eine Bibel auf die Gläubigen gewirkt. Man versuchte ihn sich lesend und redend anzueignen, wobei die Wortspiele der Clowns dazu

herausforderten, gekonnten Unsinn zu produzieren. Shakespeare autorisierte ein Sprechen an den Grenzen der Vernunft; bei den Übersetzungsversuchen wurde ernsthaft gestritten, „ob sie aus der wahrhaften reinen Narrenquelle geflossen, oder ob etwa Sinn und Verstand sich auf eine ungehörige und unzulässige Weise mit eingemischt hätten“ (*Goethe 1964a: 494 f.). Lenz, der seine Übersetzung von Shakespeares *Love's Labour's Lost* entweder mitbrachte oder hier entwickelte, lernte nun eine dritte Quelle der Inspiration kennen, die Überschreitung der Vernunft.

Für ‚unsere Straßburger Sozietät‘ kommen drei Kreise von festerer oder eher lockerer Organisation in Frage. Goethe schildert recht ausführlich seine Tischgesellschaft bei den Jungfern Lauth, die anfangs zehn, zum Schluss an die 20 Teilnehmer umfasste – darunter den Theologen Franz Lerse (1749–1800), vor allem aber Mediziner, unter diesen namentlich den Pietisten Heinrich Jung-Stilling (1740–1817) –, als eine geradezu geschlossene, deutsch sprechende Gesellschaft (vgl. *Goethe 1964a: 373); den inoffiziellen Vorsitz führte der schon bejahrte Aktuarium Johann Daniel Salzmann (1722–1812). Dass Lenz damals auch zu dieser Tischgesellschaft gehört hätte (vgl. Rosanow 1909: 84), ist auszuschließen, denn Goethe erklärt bestimmt: „Wir sahen uns selten; seine Gesellschaft war nicht die meine.“ (*Goethe 1964a: 495) Der Kreis der Shakespeare-Verehrer ist dagegen eher informell zu denken. In seiner Autobiographie spricht Jung-Stilling vom intimen kleineren Kreise ab Juni 1771: „Goethe, Lenz, Lerse und Stilling machten jetzt so einen Zirkel aus, in dem es jedem wohl ward, der nur empfinden kann, was schön und gut ist.“ (zit. nach Albrecht 2008: 65) Die Mitglieder dieses zufälligen Gesprächskreises nahmen jedoch ihrerseits Kontakt auf mit einer etablierten Sozietät: Im Umkreis des Straßburger Gymnasiums hatte sich in den 1760er Jahren unter der Führung des Theologiestudenten Johann Lorenz Blessig (1747–1816) und des Juristen Friedrich Rudolf Salzmann (1749–1821), eines Neffen des Aktuarium Salzmann, eine Gesellschaft zur Übung in den Schönen Wissenschaften (*Société de Philosophie et de Belles Lettres*) gebildet, deren Versammlungen von einem Straßburger Professor geleitet und auf französisch protokolliert wurden (T. Pope 1984). In diese Gesellschaft war Jung-Stilling bereits im Winter 1770/1771 aufgenommen worden (vgl. *Jung-Stilling 1968: 282), Goethe war gelegentlicher Gast (vgl. T. Pope 1984: 238), auch Lerse gehörte dazu, und Lenz ernannte man sogar zum Ehrenmitglied spätestens im Winter 1771/1772 (vgl. Damm III: 269). In eben dieser Gesellschaft sollte am Wilhelmstag, dem 14. Oktober 1771, nach Goethes und Jung-Stillings Antrag, Shakespeare gefeiert werden, wobei Lerse die Festrede hielt. Später nahm Lenz Kontakt auf zur Salzmannschen Tischgesellschaft und umgekehrt beteiligte sich der Aktuarium mit moralischen Aufsätzen an der Übungsgesellschaft seines Neffen (vgl. T. Pope 1984: 243). Alle drei Kreise, zumal der formlose des ersten Sommers, wurden zu einem Resonanzboden für Lenzens Ideen und Ausdrucksbestrebungen.

In Goethes auffällig wir-betonten Schilderungen des „elsassischen Halbfrankreich“ (*Goethe 1964a: 376) wird die Ablehnung der französischen Literatur („wir deutschen Gesellen“) verschärft durch die Opposition von Jugendfrische und Alter („wir Jünglinge“). Der Gegensatz Deutsch – Französisch entspricht dem Kulturpatriotismus der Aufklärung, wie ihn schon Gottsched und Lessing vertreten hatten. Der Gegensatz Alt – Jung dagegen ist bestimmend für die Literaturrevolution des Sturm und Drang. Straßburg ist der Ursprungsort dafür, weil dort neugierige deutsche Leser auf die verbotenen Schriften trafen, die der materialistische Flügel der französischen

Aufklärung in Umlauf setzte. Lenz brauchte nicht mehr den römischen Rhetor Quintilian zu zitieren, wenn er den Überschwang der Jugend rechtfertigen wollte (vgl. Damm III: 779), er konnte direkt aus den Schriften des Claude Adrien Helvétius (1715–1771) und anderer schöpfen (vgl. Bosse/Lehmann 2002). Ausgerechnet die Autoren, die Goethe als „Quintessenz der Greisenheit“ (*Goethe 1964a: 490) kritisiert, waren die größten Lobredner der Jugend. Weil sie daran interessiert waren, die soziale Mechanik der Seelen zu ergründen, stießen sie auf die biologische Energiequelle, die im Alter bedauerlicherweise nachlässt. Es sind die Leidenschaften, welche *alle* kreativen, innovativen, heroischen Leistungen des Menschen hervorbringen. Seitdem gibt es die Abfolge programmatischer Jugendkulturen in der deutschen Literaturgeschichte.

Lebenszeugnisse von Lenz finden sich erst wieder in den Briefen von ihm und an ihn aus dem Sommer 1772. Das Regiment des jüngeren Kleist war in die Garnison auf der Rheininsel Fort Louis verlegt worden, Lenz folgte ihm und ergriff in dem abgelegenen, ungesunden Garnisonsstädtchen jede Gelegenheit zu schreiben. Den philosophischen Gedankenaustausch mit dem Aktuarium Salzman bereicherte sein Bericht über Ausflüge nach Sesenheim, seine Bekanntschaft mit Friederike Brion und die Andeutung einer eigenen Liebesgeschichte mit Goethes vormaliger Geliebten. In den *Sesenheimer Liedern*, einem Konvolut von Gedichten aus dem Nachlass Friederikes (aufgefunden 1835), lagen die Gedichte von Lenz vermischt mit Goethes beisammen, bis sie schließlich mit philologischem Aufwand voneinander getrennt wurden. Nun erreichten Lenz Briefe von zu Hause, in denen er zur Rückkehr aufgefordert wurde. Sein Bruder Johann Christian beschwor ihn, den Vater mit Geldfragen zu verschonen, und bot ihm an, für seine Heimreise ein Darlehen aufzunehmen (vgl. Damm III: 277 f.); Bruder und Vater wollten Hofmeisterstellen in Livland vermitteln, der Vater drohte mit seinem bevorstehenden Tod (vgl. ebd.: 296) – aber Lenz sprach von Reiseplänen der beiden Kleists und erklärte sich für gebunden bis zum Frühjahr 1773. Auch der Aktuarium Salzman war wegen seiner Zukunft besorgt und riet ihm, sich zum Juristen auszubilden, doch Lenz lehnte beide Brotberufe, den juristischen wie den theologischen, dezidiert ab. Er schickte Salzman im Oktober 1772 ein Trauerspiel, wohl den *Hofmeister*, mit der Versicherung, er werde es bei diesem ersten Versuch nicht bewenden lassen (vgl. ebd.: 291). In diesem Sommer oder Herbst muss sich Lenz zu seinem eigenen Lebensentwurf entschieden haben: Niemand werde ihn von seinem Entschluss abbringen können, den er noch nicht laut sagen könne (vgl. ebd.: 288).

Für die nächsten anderthalb Jahre gibt es große Lücken in der Überlieferung. Anfang 1773 sandte der Aktuarium Salzman Goethe eine von Lenz' Bearbeitungen des römischen Komödienautors Plautus. Goethe beteiligte sich an der Übertragung und schickte ein Manuskript im November 1773 an Betty Jacobi; der Verfasser sei „ein Junge, den ich liebe wie meine Seele, und der ein trefflicher Junge ist“ – aber da das Stück (*Das Väterchen*) von käuflicher Liebe handelt, wurde es umgehend verbrannt (*Goethe 1997a: 333 u. 844 f.). Die Straßburger Übungsgesellschaft („Sozietät“) wollte die Übertragungen drucken lassen, doch die Zensur verbot es. Die fünf *Lustspiele nach dem Plautus fürs deutsche Theater* erschienen zunächst im Verlag von Goethes Freund Johann Heinrich Merck in Darmstadt, dann zusammen mit dem *Hofmeister* zur Ostermesse 1774 bei Goethes Verleger Weygand. Die kunstvolle Verfremdungsarbeit, einen antiken Schulklassiker in die deutsche Gegenwart des

18. Jahrhunderts zu verpflanzen, überzeugte die Kritiker, die den lateinischen Text noch im Ohr hatten, jedoch nur mäßig und die Theaterprinzipale wohl ebenso wenig.

Immerhin wirft ein Brief des Dr. theol. Elias Stoeber (1719–1778), Prediger und Lehrer am Gymnasium in Straßburg, ein kritisches Licht auf die Beziehung zu den Brüdern Kleist in dieser Zeit. Stoeber suchte schon länger einen Hofmeister für eine adlige Familie in Karlsruhe, hatte sich dazu an den von ihm sehr geschätzten Lenz gewandt und auch schon dessen Einverständnis erhalten. Er musste aber, wie er am 14. Oktober 1773 an Friedrich Dominicus Ring schrieb,

zu meiner Bestürzung von ihm vernehmen, daß H. von Kleist, mit dem er vor etlichen Jahren hieher gekommen, ihn nicht will von sich lassen; weil er ihn noch zu seiner Unterweisung in der Mathematik und andern Grundwissenschaften nöthig hat. Ich erbote mich, diesem H. einen andern hiesigen Lehrer anzuschaffen; aber vergebens. Er ist nun an diesen gewöhnt; Er liebt ihn zu sehr; er kann ihn und seinen holdseligen Umgang, solange er noch hier verbleiben wird, nicht vermissen. (UB Freiburg: Ring NL 10/IV B 576–1773)

Offensichtlich war die Gesellschafterbeziehung allmählich zu einer Fessel geworden, die Lenz gern gelöst hätte, selbst um den Preis, anderswo Hofmeister werden zu müssen. Kleist widerstrebte dem wohl vor allem aus privaten Gründen, denn Lenz war sein Vertrauter in Liebessachen und intensiv verstrickt in Kleists Beziehung zu Susanna Cleophe Fibich (1754–1820), der Tochter eines Straßburger Juweliers. Lenz hatte die Beziehung aktiv gefördert, etwa als *postillon d'amour*, wenn der ältere Kleist auf seinen mehrmonatigen Reisen abwesend war, und als poetischer Ghostwriter für denselben Liebeshandel (vgl. Damm II: 289), den er als Dramatiker scharf verurteilen sollte. Am 27. Oktober 1773 setzte Lenz eigenhändig die *Promesse de mariage* auf, einen Vorvertrag zum Ehekontrakt, in dem Friedrich Georg von Kleist versprach, spätestens zu Johanni 1774 die Zustimmung seiner Eltern in Kurland zur Eheschließung mit der Bürgerlichen einzuholen (vgl. Damm I: 734–737). Diese Affäre behandelte Lenz dramatisch in den *Soldaten*, zudem in seinem *Tagebuch*, das er in Weimar für Goethe überarbeitete (vgl. *Goethe 1964b: 10) und das erst 1877 aus Schillers Nachlass publiziert wurde. Als Friedrich Georg von Kleist seine Abreise hinausschob, unterrichtete Lenz den dritten Bruder Christopher Hieronymus Johann von Kleist (1753–1829) und damit auch Vater Kleist vom Stand der Dinge. Auf intrigante Weise wollte er offenbar seine Beziehung zu den Kleists endlich beenden, zumal der mittlere Bruder Ernst Nikolaus inzwischen woanders logierte. Doch der jüngste Bruder erschien, bevor der älteste abgereist war. Es ist unklar, warum Lenz mit dem jüngsten Bruder seinerseits eine Gesellschafter-Beziehung einging, wenn auch vielleicht von vornherein befristet. „[I]ch mußte ein viertel Jahr bei ihm bleiben“, schreibt er dem Bruder Johann Christian am 7. November 1774, zugleich mit der Nachricht: „Ich bin jetzt frei.“ (Damm III: 304)

Das *Tagebuch* versucht, die unklare Gemengelage von Stellvertreterbeziehungen zwischen Cleophe Fibich, Hieronymus von Kleist und Lenz zu registrieren (vgl. → 2.2 ERZÄHLUNGEN). Es ist immerhin die einzige Quelle, um Lenzens Status als Gesellschafter zu bestimmen. Dabei handelt es sich eher um ein System der Gefälligkeiten als um ein Dienst- oder Arbeitsverhältnis. Kleist und Lenz wohnen zusammen, es gibt komplexe Gespräche und Interaktionen, aber keine Dienste, dafür ist die ‚Hausjungfer‘ da. Gleichberechtigt verkehrt Lenz bei den Fibichs im „Alltag eines müßigen Lebens“ (Grätz 2003: 167), Lenz führt (als Akademiker) einen Degen ebenso wie Kleist, auch wenn Lenz ihn nicht gebraucht. Zum Schluss verlässt er ohne

weiteres die gemeinsame Wohnung; brieflich werden später Grüße ausgetauscht (vgl. Damm III: 469). Der Zeitraum von einem Vierteljahr (vgl. ebd.: 304) würde Juli bis September 1773 umfassen; die *Werther*-Lektüre (vgl. ebd.: 295) würde besagen, dass Lenz erst Ende Oktober auszog. Dass er sich am 3. September als Student in die Matrikel eintrug, spricht jedenfalls dafür, dass Lenz sich bereits Anfang September nicht mehr als Gesellschafter verstand und bewusst seinen Status wechselte. Cleophe Fibich blieb unverheiratet.

Finanziell war Lenz nunmehr auf den Stand eines Nachhilfelehrers zurückgeworfen, der nicht besser dran war als die Königsberger Werkstudenten, „da ich den ganzen Tag wie ein Postpferd herumlaufe und Lektionen gebe“ (ebd.: 340). Bezeugt ist der Unterricht in polnischer und russischer Geschichte für livländische Studenten (vgl. ebd.: 304), der Unterricht in Italienisch und Harfenspiel für Cleophe Fibich (vgl. ebd.: 317 f.), später, auf Gut Kochberg, der Unterricht in Englisch für Charlotte von Stein (vgl. ebd.: 495). Sozial dagegen erweiterte Lenz sein Netzwerk. Schon 1773 dürfte er mit Johann Caspar Lavater (1741–1801), dem Zürcher Prediger und Begründer der Physiognomik, in Verbindung getreten sein. Lavaters *Geheimes Tagebuch. Von einem Beobachter Seiner Selbst* (1771; 1773) wird den Anstoß für Lenzens Selbstdarstellungen im *Tagebuch* und in der *Moralischen Bekehrung eines Poeten* (gedr. 1889) gegeben haben; noch 1814 sieht Goethe in dem „Abarbeiten in der Selbstbeobachtung“ die Ursache für Lenzens Untergang (*Goethe 1964b: 7 f.). Lavater kam Mitte Juni 1774 durch Straßburg und besuchte vor allem Lenz (vgl. Damm III: 298 f.).

Über die letzten anderthalb Jahre in Straßburg gibt mit Beginn des Jahres 1775 eine Fülle von Briefen und Lebenszeugnissen Auskunft. Bei seiner ersten Schweizer Reise besuchte Goethe Straßburg auf dem Hinweg (22.–27. Mai) wie auch auf dem Rückweg (13.–20. Juli). Goethes Schwester Cornelia (1750–1777), die mit dem Amtmann Johann Georg Schlosser (1739–1799) in Emmendingen verheiratet war, hatte Lenz vermutlich schon zuvor bei einem Besuch des Paares in Straßburg kennengelernt (vgl. ebd.: 332). Nach Friederike Brion und Cleophe Fibich, die er beide gewissermaßen in fremdem Namen liebte, ist Goethes Schwester die dritte Frau, der Lenz sich poetisch-leidenschaftlich zuwendet. In der Prosa seiner *Moralischen Bekehrung* wie in den Versen seines *Petrarch* (1776) erneuert er, bezogen auf Cornelia Schlosser, programmatisch den Petrarkismus „dieses für die moralischen Bedürfnisse mehr als klassischen Dichters“ (ebd.: 133 f.).

Seit Ostern 1775 wohnte Lenz zur Miete bei Luise König, einer Frau, die „das Glück, einen nahen Umgang mit ihm zu haben“, hoch schätzte (Froitzheim 1888a: 78) und mit weiteren Korrespondentinnen in Darmstadt gut vernetzt war. Zu seinen Briefpartnern gehörten jetzt Herder und seine Frau, die Romanautorin Sophie von La Roche (1730–1807), Friedrich Wilhelm Gotter (1746–1797), der Leiter des Gothaer Hoftheaters und andere.

Anfang Oktober 1775 reorganisierte Lenz die alte Société de Belles Lettres neu zu einer Deutschen Gesellschaft. Unter den rund 30 Mitgliedern dominierten einerseits die Juristen, andererseits die Angehörigen des Straßburger Gymnasiums (vgl. ebd.: 33–53). Auswärtige Interessenten wie Schlosser in Emmendingen oder der Schulunternehmer und Dichter Gottlieb Konrad Pfeffel (1736–1809) in Colmar erweiterten das Netz der Beziehungen. Dass die einzureichenden Texte deutsch geschrieben sein sollten, erregte anfangs grundsätzlichen Widerspruch (vgl. Damm II: 782) und

konnte auch nicht konsequent durchgeführt werden. Hier wurden die französischen Dramen Ramond de Carbonnières' (1755–1827) (vgl. Luserke 1994b) ebenso vorgebracht wie die *Kindermörderin* von Heinrich Leopold Wagner (1747–1779). Tatsächlich ist das Modell der ‚Deutschen Gesellschaften‘ an Universitäten und in Residenzstädten seit Beginn des 18. Jahrhunderts wohl etabliert, wenn auch bisher kaum erforscht (vgl. *Weimar 1989: 49–51); sie können als freiwillige Literaturseminare begriffen werden. So hatte es auch in Straßburg schon von 1743 bis 1751 eine Deutsche Gesellschaft gegeben (vgl. Lefftz 1931: 54–58). Neu gegenüber solchen Vorläufern aus der Aufklärungszeit war das Konzept der ‚Nationalliteratur‘, das Herder in seinen Fragmenten *Über die neuere deutsche Literatur* (1767) entwickelt hatte, wonach nicht mehr die Rhetorik, sondern vielmehr die Muttersprache eigentliche und ausschließliche Quelle aller sprachlichen Kreativität sei. In zwei sprachpolitischen Vorträgen griff Lenz genau dieses Konzept auf. Um die verblasste Sprache der Gebildeten kraftvoll und reich zu machen, müssten wir „in die Häuser unserer sogenannten gemeinen Leute“ gehen (Damm II: 775). In den vernachlässigten Schätzen der Alltagsrede ist nach Lenz die wichtigste Quelle der dichterischen Inspiration zu finden – die vierte nach der Bibel, den Skandalen der Wirklichkeit und den Grenzen der Vernunft. Vor allem ist die Alltagsrede sozial-kommunikativ wichtig, indem sie Verständigung sichert; wo nicht, „so vereinzeln wir uns selbst auf die allergrausamste Weise“ (ebd.: 777). Damit kündigt sich bereits in Straßburg ein – oder: *das* – Thema seiner Spätzeit an.

Im Frühjahr 1774 wurde der *Hofmeister* publiziert, es folgten die *Anmerkungen übers Theater* und die Plautus-Übertragungen, im Herbst 1774 *Der neue Menoza*. Im Frühjahr 1775 sollten Lenzens ‚pseudotheologische Abhandlungen‘ *Meinungen eines Laien* und *Stimmen des Laien* erscheinen, in denen Lenz eine Moral und zugleich eine Poetik der Energie entwarf, die vielleicht noch immer nicht recht gewürdigt wird. Jedenfalls konnte er in dem Brief an seinen Bruder am 7. November 1774 der gesamten Familie stolz seine Erfolge aufzählen, damit „Du sie Dir anschaffest und mich und meinen Lebenslauf daraus beurteilst“ (Damm III: 305). Die Reaktion war vernichtend. Wie lange er noch herumirren und „solche nichtswürdige Dinge“ treiben wolle, fragte die Mutter in ihrem einzigen erhaltenen Brief (ebd.: 339). Dem Vater dankte Lenz überschwänglich dafür, dass er ihn nicht mit Gewalt nach Hause holen wolle, und er verleugnete jeglichen Konflikt, sich selbst und seine Aufgabe: „[N]och jetzt, ich schwör' es Ihnen, sind die [Schönen] Wissenschaften und das Theater – nur meine Erholung.“ (ebd.: 350) Wenn er dabei auf „die Freundschaft einer ganzen Stadt (die allein mich ernährt)“ (ebd.) verwies, so war das übertrieben. Die ‚Freundschaft der ganzen Stadt‘ war nach dem *Neuen Menoza* nicht mehr zu gewinnen – einem Stück, in dem kühn behauptet wird, ein protestantisches Konsistorium werde ohne weiteres die Ehe zwischen Bruder und Schwester legitimieren. Ebenso wie das Straßburger Establishment (vgl. Müller IV: 46) reagierte auch die Öffentlichkeit mit Ablehnung, so dass Lenz selbst oder Freunde wie Schlosser öffentlich für das Stück eintreten mussten (vgl. Weiß IV).

Im Sommer 1775 sah Lenz sich real und transzendent vereinsamt: „Ach so lange ausgeschlossen unstat, einsam und unruhvoll. Den ausgestreckten Armen grauer Eltern – all meinen lieben Geschwistern entrissen. Meinen edelsten Freunden ein Rätsel – mir selbst ein Exempel der Gerichte Gottes, der nie unrecht richtet [...].“ (Damm III: 333). Seit dem Herbst 1775 begann er über Schulden zu klagen (vgl.

ebd.: 347, 357, 358), wollte aber seine Not vor Goethe geheim gehalten wissen. Um die Jahreswende 1775/1776 wurde seine Situation immer schwieriger. Hatte er noch im November 1775 ein Autorenhonorar „jedem Schriftsteller [für] äußerst *schimpflich*“ erklärt (ebd.: 354; Herv. im Orig.), so forderte er einen Monat später ungestüm zehn Dukaten für seine Erzählung *Zerbin oder die neuere Philosophie* von Heinrich Christian Boie (1744–1806), dem Herausgeber des *Deutschen Museums* in Göttingen. Er müsse unbedingt einige Schulden begleichen, sonst verliere er jeden Kredit in Straßburg und werde „für immer und unwiederbringlich prostituiert“ (ebd.: 358). Um diese Zeit wohl auch entstand die Idee der *Expositio ad hominem*, wonach junge Autoren (wie die Wissenschaftler heute) ein Exposé ihres Vorhabens einreichen sollten, das, im Falle einer positiven Beurteilung, mit einem Schreibstipendium subventioniert werden würde (vgl. *Expositio ad hominem* [Hgg. Albrecht/Kaufmann 1996]). In der Dynamik des literarischen Markts wollten diejenigen Schriftsteller, die sich eine Bildungsaufgabe zutrauten, den Gesetzen von Angebot und Nachfrage nicht rücksichtslos ausgeliefert sein.

Abgesehen von seltenen Honoraren waren es vielleicht Zuwendungen von Freunden, möglicherweise auch von Goethe (vgl. Damm II: 345, Stöber 1874: 177), die Lenz als Schriftsteller ernährten. Aber der Dichterruhm erwies sich als sehr zweischneidig. Da war einmal die eklatante Nähe zu Goethe, bis hin zu Verwechslungen der Autorschaft, die zwar Publizität brachte, aber um den Preis des Verkennens (vgl. Damm II: 345). Dann machte Lenz im Herbst 1775, als das Manuskript der *Soldaten* bereits vorlag – das Stück erschien zur Ostermesse 1776 – erhebliche, jedoch vergebliche Anstrengungen, den Druck zu verzögern oder zumindest sich selbst als Verfasser unkenntlich zu machen, damit die künftige Heirat der Cleophe Fibich nicht gefährdet würde. Geradezu dramatisch tauchte er dann als Autor auf und wieder ab im Versuch, gegen Christoph Martin Wieland zu polemisieren.

Wieland (1733–1813), der ‚Wollustsänger‘, hatte durch seine erotisch-galanten Verserzählungen den Zorn vieler Jüngerer erregt, welche in Liebesdingen mehr und mehr romantisch zu denken begannen. Während die Studenten des Göttinger Hainbundes Wielands Werke zum Pfeifenanzünden missbrauchten, während auch Goethe Wieland verspottete, verfasste Lenz eine Satire unter dem Titel *Die Wolken*, „die unserer ganzen Literatur wohl einen andern Schwung geben möchte“ (Damm III: 334). Gegen die Warnung aller Freunde beharrte Lenz auf seiner Mission, gleichsam in höherem Auftrag für die moralische Unbeflecktheit der Literatur zu kämpfen, ja er wollte dafür seine ganze dichterische Existenz aufs Spiel setzen (vgl. ebd.: 333, 361 u. 369). Vielleicht zeigt sich hier eine weitere (fünfte) Quelle seiner Inspiration: die Rolle des poetischen Märtyrers, der auf die Ungerechten mit Witz und Phantasie einschlägt, wofür sie ihn – denn was kann man von Ungerechten anderes erwarten – wiederum mit Worten geißeln werden (vgl. Menz 1996a). Wieland, der Prinzenenerzieher des künftigen Herzogs von Weimar, war in den 1770er Jahren durch seinen *Teutschen Merkur* (1773–1789) eine publizistische Macht geworden; Goethe, der im November 1775 nach Weimar berufen wurde, söhnte sich alsbald mit Wieland aus. Nun erschrak Lenz während des Drucks (1775/1776) doch vor den möglichen Konsequenzen, die ihm jedenfalls den Weg nach Weimar versperrt hätten. Er verfasste, unter dem Titel *Vertheidigung des Herrn W. gegen die Wolken* (1776), eine mildere Form der Anklage gegen Wielands galante Dichtung. Diese erschien auch, während die gedruckte Auflage der ursprünglichen Satire auf Lenz’ Betreiben vernichtet wer-

den musste. Beim nervenaufreibenden Versuch, öffentlich „mit gesamter Vaterlandsstimme“ (Damm III: 359) zu sprechen, verstrickte er sich in „den höchst wunderlichen, nur bei Lenz möglichen Vorgang, dass ein Satiriker für einen insgeheim erstickten Angriff öffentlich Busse thut“ (E. Schmidt 1901: 983).

Einmal, im Sommer 1775, hatte Lenz eine Möglichkeit gesehen, der Misere des freien Schriftstellers zu entkommen. Er wollte erneut Gesellschafter spielen und den Sohn des als ‚Friedrichs II. Münzjude‘ bekannten Bankiers Veitel Ephraim auf einer dreijährigen Auslandsreise begleiten, ein Jahresgehalt von 40 Dukaten hatte er sich bereits fixiert (vgl. Stöber 1874: 177), doch der Plan zerschlug sich. Seit Februar 1776 sprach er von neuen Reiseplänen; brieflich nahm er Kontakt auf mit dem Hauptmann von Knebel, Goethes erster Bezugsperson in Weimar, und sogar mit Wieland selbst. Die Gelegenheit kam zu ihm, als ein Offizier, der mit den hessenkasselschen Truppen nach Amerika gehen sollte, ihn darum bat, seinen zehnjährigen Pflegesohn von Marschlins in Graubünden nach Kassel zu bringen (Damm III: 372) und dazu zwölf Louisd’or (= 24 Dukaten) übersandte. Der Pflegesohn blieb in Marschlins, Lenz nahm die Goldstücke als (freiwillig erweitertes) Reisestipendium und machte sich auf den Weg. „Eine Reise deren Folgen für mein Vaterland wichtiger als für mich sein werden“ (ebd.: 407), kündigte er in seinem letzten Brief am 15. März 1776 aus Kehl an. Mit sich nahm er bei seinem Aufbruch oder seiner Flucht, diesmal allein, eine Schrift *Über die Soldatenehen*, die er im April und im Mai dem Leipziger Verleger Reich zum Druck anbot (vgl. ebd.: 421, 444). Das Reformprojekt sah vor, den Soldaten auf eine begrenzte Zeit Frauen zur Verfügung zu stellen, um ihre Vaterlandsliebe und Kampfbereitschaft zu erhöhen. Wie W. Daniel Wilson dargestellt hat (vgl. Wilson 1994), verband es sich zugleich mit der neuen Verliebtheit in eine unerreichbare Frau, Henriette Gräfin von Waldner (1754–1803), und mit Gedanken an eine militärische Karriere, zum Beispiel in Frankreich. So verließ Lenz Straßburg mit einem Gewebe von Wünschen – einer schweren Hypothek, wie sich zeigen sollte.

4. Von Weimar nach Waldersbach

Über Mannheim, Darmstadt, Frankfurt reiste Lenz nach Weimar; bei seiner Ankunft am 1. April meldete er sich durch ein Gedicht beim Herzog. Anders als die Städte, die Lenz bisher kennengelernt hatte, war Weimar eine Kleinstadt mit rund 6.000 Einwohnern und zugleich Residenzstadt eines Herzogtums. Das Schloss freilich war vor kurzem (1774) abgebrannt, der Hof hatte etwas Provisorisches, auch darin, dass er sich in einer Übergangsphase befand. Die Herzoginmutter, Anna Amalia von Braunschweig-Wolfenbüttel (1739–1807), hatte sechzehnjährig Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar und Eisenach geheiratet und wurde zwei Jahre später bereits Witwe. Gegen alle Widerstände übernahm sie die Vormundschaft für ihren Sohn Carl August (1757–1828) und führte zugleich die Wolfenbütteler Tradition fort, deutsche (statt der französischen) Kultur zu protegieren; so war 1771 im Weimarer Schloss das erste deutsche Hoftheater eingerichtet worden.

Im ersten Halbjahr 1775 hatte der junge Erbprinz seine Kavaliertour unternommen, auf der er sich mit Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt verlobte und Goethe in Frankfurt kennenlernte; bei dem siebenwöchigen Aufenthalt in Straßburg war ihm auch Lenz vorgestellt worden. Nachdem er mit 18 Jahren volljährig geworden war,

heiratete Carl August im Oktober 1775 und begann den Regierungswechsel aktiv zu gestalten. Dabei ergab sich ein sehr zeitraubender Konflikt; Sachverstand und Erfahrung von Anna Amalias Vertrauensleuten stand gegen die Jugend von Carl Augusts Freunden, bis der Schwebezustand von fast einem halben Jahr durch Anna Amalias Vermittlung gelöst wurde. Am 11. Juni 1776 konnte Carl August endlich die neue Regierung bilden (*Bode 1913: 350), indem er beide Parteien in sein ‚Geheimes Conseil‘ integrierte, zumal Goethe als Legationsrat. „Den Hof hab ich nun probirt nun will ich auch das Regiment probiren, und so immer fort“, hatte dieser schon im März 1776 an seinen und Lenzens Freund Merck in Darmstadt geschrieben (*Goethe 1997b: 28).

Als Lenz nach Weimar kam, existierten zwei Hofhaltungen. Die des regierenden Herzogs, der noch nicht regieren konnte, und die Anna Amalias, die nicht mehr regieren durfte. In der Zwischenzeit unterhielt man sich glanzvoll, seit Anfang 1776 gab es Aufführungen des höfischen Liebhabertheaters, Feste, Maskenbälle, Konzerte. Lenz tauchte in den Strudel der Besuche und Begebenheiten ein, in die aristokratisch-genialischen Rollenspiele, die in dem Weimarer „Tempel Apollos und der Extravaganz“ (Müller I: 191) abliefen. Aus den Briefen der Zeitgenossen spricht jedoch viel Herablassung, er wird geschätzt als kindlicher, naiver Clown. Lenz mache täglich Streiche, die jeden anderen in die Luft gesprengt hätten, schreibt Wieland am 13. Mai 1776 (vgl. ebd.: 202), und einen Monat später: „Seit er hier ist, ist er unendlich gedemüthigt worden. Er ist ein guter Junge, die *Hälfte* von einem Dichter, und hat wenig Anlage jemahls etwas *ganz* zu seyn.“ (ebd.: 223) Das Missverhältnis zwischen Lenzens unbestimmter Gesellschafter-Existenz auf Kosten Goethes und des Herzogs und seinem ‚vaterländischen‘ (gesamtgesellschaftlichen) Sendungsbewusstsein, dem eigenen Lebensentwurf, war beängstigend groß. Wie seinerzeit in Königsberg reizte ausgerechnet seine Autorschaft den Spott seiner Freunde: seine Schreibbesessenheit (vgl. ebd.: 219), aber auch sein Drama *Die Freunde machen den Philosophen* vom Frühjahr 1776. „Über seinen garstigen Strephon hab ich ihn nicht wenig geplagt – und sie [Goethes ‚Cirkel‘, H. B.] haben ihn geplagt eh ich kam“ (ebd.: 225), schrieb Friedrich Maximilian Klinger (1753–1831), der Schauspieldichterkollege, der am 24. Juni überraschend in Weimar eingetroffen war. Man kann davon ausgehen, dass sowohl Lenz als auch Klinger sich Goethes Hilfe für ihr weiteres Fortkommen wünschten, und es trifft auch zu, dass beide in dieser Hoffnung enttäuscht wurden. Gleichwohl sind die Unterschiede größer als die Gemeinsamkeiten.

Goethe hatte sich im Laufe des Jahres allmählich auf eine leitende politische Tätigkeit eingestellt, am 11. Juni 1776 wurde sie beschlossen, am 25. Juni trat er sein Amt als viertes Mitglied des Geheimen Conseils an. Vier Wochen später musste Klinger hören: „Klinger kann nicht mit mir wandeln“ (ebd.: 236). Goethe hörte auf, ihn zu unterstützen, und Klingers Hoffnungen richteten sich auf die Protektion durch Anna Amalia, bis seine Geldnot ihn Ende September zwang, Weimar zu verlassen (vgl. Rieger 1880: 153–155). Der genialische Lebensstil und der politische Lebensstil waren nicht miteinander zu vereinen. Lenz reagierte mit Rückzug und verließ Weimar. Von Ende Juni bis Mitte September lebte er in dem thüringischen Städtchen (Bad) Berka, zwölf Kilometer südwestlich von Weimar, von Goethe weiterhin unterstützt und mehrfach besucht. Ab Mitte September bis Ende Oktober weilte er auf dem Gut Kochberg der Charlotte von Stein, im November wiederum in Berka, dazwischen kam es zu Kurzaufenthalten in Weimar. Aus den Briefen der Zeitgenossen

spricht Besorgnis und Mitgefühl. „Lenz ist aufs Land gezogen. Der arme Junge ist und lebt in Dämmerung und Druk“, schreibt Klinger am 30. Juni; „Man kann den Jungen nicht lieb genug haben. So eine seltsame Composition von Genie und Kindheit! So ein zartes Maulwurfsgefühl und so ein neblichter Blick!“, schreibt Wieland am 9. September; „Lenz ist unter uns wie ein krankes Kind, wir wiegen und tänzeln ihn, und geben ihm vom Spielzeug was er will“, schreibt Goethe am 16. September; „Lenz [...] ist nur glücklich, wenn man ihn in seiner Ideenwelt ungestört leben läßt“, schreibt Wieland am 5. Oktober (Müller I: 225, 242, 244 u. 247). Aber seine Ideenwelt wurde hässlich gestört.

Weniger als ein Dreivierteljahr, von Anfang April bis Ende November 1776, genoss Lenz das, was er in seiner *Expositio ad hominem* als Wunschtraum skizziert hatte: eine Sinekure mit der Möglichkeit, ungestört zu schreiben, in der Nähe der angesehensten Autoren. Jedenfalls lehnte er andere Arbeitsangebote ab, namentlich die Anfrage aus dem Philanthropin, wo man ihn als Schriftsteller und Propagandisten zu haben wünschte, doch ohne Gehaltsangabe (Damm III: 422). Wenn Lenz sich zu den Leuten zählte, die „sich durch ihre vorsätzliche Unvernunft bei den Weltleuten verächtlich machen“ (ebd.: 434), indem sie eine provokative Existenz führen, so konnte er auch keine Anstellung am Hof in Weimar annehmen, obwohl sie ihm möglicherweise angeboten wurde (vgl. Damm 1989 [1985a]: 204–206). Denkt man an das *Pandämonium Germanikum* (geschr. 1775, gedr. 1819), so könnte man sich die erwünschte Sinekure sogar als Verbrüderung mit Goethe vorstellen; Lenz wäre das geworden, was Schiller später für Goethe wurde. Was Lenz hierfür zu bieten hatte, waren „kleine Schnitzel“ (Müller I: 244), wie sublim auch immer – und sein sexual-militärisches Reformvorhaben *Über die Soldatenehen*.

Inzwischen lag das Projekt als Denkschrift an den französischen Kriegsminister sauber abgeschrieben, mit einem Brief begleitet, kuvertiert und adressiert, wie Goethe sich erinnert (vgl. *Goethe 1964b: 9 f.), auf dem Tisch und sollte von den Freunden, also von Goethe selbst, nach Paris expediert werden. Stattdessen wurde die Schrift „durch tätigen Widerstand“ (ebd.) zurückgehalten und verbrannt. Goethes doppel-sinnige, ja zweideutige Formulierung des Vorgangs ist dahingehend verstanden worden, Lenz habe sein Werk zurückgehalten und verbrannt. Viel wahrscheinlicher ist es jedoch, dass es der Politiker Goethe selbst gewesen ist, der die Schrift vernichtet hat, von der er urteilt, die Gebrechen seien ziemlich gut gesehen, „die Heilmittel dagegen lächerlich und unausführbar“ (ebd.: 9). Er muss Lenzens Ideenwelt auf das empfindlichste gestört haben (vgl. Bosse 2014). So wiederholt sich in Weimar das Königsberger Trauma der *Landplagen*. Das Werk, das den Autor berühmt machen sollte, wurde in die Hände der Nahestehenden gelegt, die, anstelle die Verbindung herzustellen, jede Kommunikation mit der höchsten irdischen Instanz verhindern: „Ich schreibe dieses für die Könige, ohne zu wissen, ob jemals einer von ihnen mich lesen wird. Unglück für sie, wenn sie mich nicht lesen“ (Damm II: 787) – aber auch ein maßloses Unglück für den Autor in seinem einsamen Sendungsbewusstsein. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass Lenz' Rückzug nach Berka hiermit in Zusammenhang steht. Die Notiz „Ich geh aufs Land, weil ich bei Euch nichts tun kann“ (27. oder 28. 6. 1776; Damm III: 472) dürfte sich sehr wohl auch auf die Vernichtung seines gesellschaftlichen Reformprojekts beziehen.

Am 26. November 1776 ereignete sich ein Vorfall, der zu den größten Rätseln in Lenzens Lebensgeschichte gehört und zu den nicht wenigen Rätseln im Umkreis des

Weimarer Musenhofs. Goethe notierte hierzu nur zwei Worte in sein Tagebuch: „Lenzens Eseley“ (*Goethe 1997b: 74 u. 770 f.). Bei einer früheren „Eseley“ kurz nach seiner Ankunft (Müller I: 196) hatte sich Lenz in einen maskierten Adelsball gedrängt, was aber nur ein großes Gelächter in Weimar zur Folge hatte, nach jener zweiten „Eseley“ (ebd.: 254) aber wird er vom Herzog des Landes verwiesen und erhält gerade noch einen Tag Aufschub, um zu gehen. Die Leerstelle in seinem Lebenslauf ist dadurch auffällig, dass Spuren gelöscht wurden – eine fehlende Briefseite, ein leerer Umschlag –, sei es von Zeitgenossen, sei es in den vielfachen Zensurmaßnahmen des Großherzoglichen Familienarchivs. Inzwischen geht die Mehrheit der Kommentare davon aus, dass es sich bei der „Eseley“ um einen anstößigen Text gehandelt haben muss, über dessen Inhalt freilich nicht die geringste Einigkeit besteht (vgl. Zeithammer 2000: 261–267).

Zur Auflösung des Rätsels sind zahlreiche Vorschläge gemacht worden, die sich in zwei Gruppen gliedern lassen: die einen thematisieren die Beziehung zwischen Goethe und Lenz, die anderen bringen eine dritte Person in Gestalt der ‚hohen Frau‘ ins Spiel. Zur ersten Gruppe zählt die Lenz-Biographie von Sigrig Damm (vgl. Damm 1989 [1985a]: 247) oder auch die Weimarer Chronologie von Ulrich Kaufmann (vgl. Kaufmann 1999a: 140); man betont die Unvereinbarkeit der zwei Naturen (vgl. Rosanow 1909: 366), wenigstens ihre „gegensätzliche Grundeinstellung“ (Winter 2000a: 84) oder die dichterischen Rivalitäten (vgl. Preuß 1989, 1991) im Rahmen der deutschen Literaturentwicklung (vgl. Menz 1989). Die ‚hohe Frau‘ dagegen bringt das Begehren ins Spiel. Schon Erich Schmidt hat an Frau von Stein gedacht (vgl. E. Schmidt 1878: 21 f.). Peter Hacks nimmt an, Lenz habe Goethes Liebe zur Herzogin Luise – ein Thema seit K. R. Eisslers Goethe-Biographie (engl. 1963; dt. 1983/1985) – imitiert und sei bei einem Ball der Herzogin zu nahe getreten (vgl. Hacks 1990). Ettore Ghibellino geht davon aus, Lenz habe eine Gelegenheit ergriffen, um der Herzoginmutter Anna Amalia seine Liebe zu erklären (vgl. *Ghibellino 2007: 142).

Sehr wahrscheinlich war es aber nicht die *eine* Frau, sondern das ganze „erotische Feld“ Weimars (Bosse 2014), das Lenz zur Sprache brachte, und das eben auch Anna Amalia einschloss. So seinerzeit Karl August Böttiger, der Direktor des Weimarer Gymnasiums: „Göthes Fortun zog zuerst *Lenzen* hieher, der gradezu als Hofnarr behandelt, als er aber einmal zwischen der alten Herzogin, die Göthen mehr als gewogen war u. der begünstigten Liebhaberin der Frau v. Stein eine Klätschrei gemacht hatte, plötzlich fortgeschafft wurde.“ (Müller IV: 96) Diese Annahme teilt auch die Historisch-Kritische Ausgabe von Goethes Tagebüchern (vgl. *Goethe 1998: 411). Wenn Anna Amalia, die nicht mehr regierende Herzoginmutter, in den erotischen Diskurs einbezogen wurde, erhielt der Vorgang eine enorme politische Brisanz, wodurch auch die Einschaltung des Herzogs selbst begreiflich würde. In der Tat zeigen die gründlichen Löschkaktionen, dass Lenz ein politisches Tabu berührt haben muss.

Am 1. Dezember 1776 verließ Lenz Weimar, „ausgestoßen aus dem Himmel als ein Landläufer, Rebell, Pasquillant“ (Damm III: 517). Obwohl noch im November von Lavater eingeladen (vgl. Müller I: 253), wandte er sich zu Goethes Schwester in Emmendingen, wo er am 13. Dezember eintraf. Die folgenden zweieinhalb Jahre sind als Vor- und Nachgeschichte von ‚Lenzens Verrückung‘ chronikartig umfassend dokumentiert worden (vgl. Dedner/Gersch/Martin 1999).

Über ein Vierteljahr bleibt Lenz bei den Schlossers und arbeitet an seinem *Landprediger*, nur unterbrochen von einem Ausflug nach Straßburg und Colmar. Dann beginnen im April 1777 seine Kreuz- und Querzüge durch die Schweiz. „Ich schwärme in der Schweiz herum, habe in Schinznach vier goldene Tage gelebt, in Zürich Basel und Schaffhausen viel Liebe genossen“, schreibt Lenz Ende Mai (Damm III: 529). Es entwickelt sich ein Netzwerk von Freunden, darunter alte wie der schon aus Straßburg vertraute Komponist Philipp Christoph Kayser (1755–1823) und Lavater und neue wie der Baseler Kaufmann und Richter Jakob Sarasin (1742–1802) oder der Zürcher Historiker Hans Heinrich Füssli (1745–1832). Während Lenz mit Kayser unterwegs ist, um den Gotthard zu besteigen, stirbt Cornelia Schlosser nach der Geburt ihres zweiten Kindes am 8. Juni, und Lenz kehrt erschüttert zurück nach Emmendingen. Anfang Juli ist er bereits wieder auf Reisen, um mit einem Freiherrn von Hohenthal über die französische Schweiz und das Wallis nach Italien zu gehen, doch kommen sie aus ungeklärten Gründen nur bis kurz vor den Simplonpass. Mit Lavaters Unterstützung gelangt Lenz Mitte August nach Zürich, wo er zunächst bei Lavater bleibt. Einen Aufbruch von dort im Oktober 1777 begründet Lenz mit der Mitteilung: „Ich befinde mich nicht wohl, lieber Freund!“ (ebd.: 560) Die Reise führt ihn nach Graubünden und ins Veltlin, um mit Karl Ulysses von Salis über dessen – inzwischen aufgelöstes – Philanthropin in Marschlins zu sprechen.

Während ein Koffer mit Lenz' Papieren von Freund zu Freund hinterhergeschickt wird, findet Lenz einen beständigen Bezugspunkt in Lavaters Haus in Zürich. „Hier lieber Sarasi sitz ich wieder an La-Vaters Tisch, darf mit seiner Feder an Sie schreiben“, beginnt ein Brief an Sarasin Anfang November 1777 (ebd.: 561; vgl. auch Dedner/Gersch/Martin: 1999: 83, Dok. 24). Aber auch die gleichsam väterliche Welt ‚La-Vaters‘ bot keinen Halt. Lenz verwickelte sich in die Feindseligkeiten, die Lavater in Zürich selbst wie auch in der Öffentlichkeit entgegenschlugen, zumal nachdem Boies *Deutsches Museum* verbreitet hatte: „Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr in Zürich alles wider diesen Mann glühet und wüet.“ (Dedner/Gersch/Martin 1999: 60) Das war ein gefährliches Klima für Lenz' seelisches Gleichgewicht. Er verfasste einen Beschwerdebrief für das *Deutsche Museum* (vgl. ebd.: 81) und eine ausführliche Entgegnung auf Lichtenbergs Lavater-Kritik im Novemberheft des *Teutschen Merkurs* (*Lenz 1777). In dem Pamphlet *Brelocken an's Allerley der Groß- und Kleinmänner* zweier Schweizer Autoren (vgl. Dedner/Gersch/Martin 1999: 84–86) war mit Lavater auch die ganze Geniebewegung und Lenz selbst angegriffen worden. Zuletzt nahm Lenz die Auseinandersetzungen so persönlich, dass er wahre oder vermeintliche Gegner Lavaters direkt attackiert haben muss. Am 15. November 1777 berichtete Füssli an Sarasin:

Dießmal nur die verwünschte Neuigkeit: daß unser gute Lentz, nachdem er einige Tag in der Stadt herumgeloßen, Buß gepredigt, über Lavaters Gegner in ihren Häusern das Anathema ausgesprochen, und endlich von allen seinen Bekannten mit einem ledernen Schnappsack auf dem Rücken Abscheid genommen (doch alles so, daß man ihn noch nicht eben vor einen förmlichen Narren halten konnte, mit Kaisern auf Winterthur ging, wo er sich itz, wie ich so eben von Lavatern vernehme, in gantz verrücktem Zustand befinden soll. (ebd.: 87)

Die Nachricht, er sei noch nicht ganz oder eben doch verrückt geworden, wurde durch Korrespondenzen weiträumig verbreitet und verschärft.

Am 14. November war Lenz als Gast Christoph Kaufmanns auf Schloss Hegi bei Winterthur angekommen. Der ‚Genieapostel‘ Kaufmann (1753–1795) hatte in Straßburg Medizin studiert, auf seiner Europareise im September 1776 auch Weimar passiert, im Frühjahr 1777 sogar Lenzens Eltern in Dorpat besucht, wohl um zu vermitteln, und hatte sich jetzt als Heiler in Winterthur niedergelassen; auf Schloss Hegi residierte als Landvogt Adrian Ziegler, der Vater von Kaufmanns Braut Elise Ziegler. Lenz blieb 14 Tage dort, erholte sich dank Kaufmanns Einfluss (vgl. Dedner/Gersch/Martin 1999: 95) und brach dann auf zu einer zweiwöchigen „Streiferei an den Bodensee herab, durch St. Gallen nach Appenzell“ (Damm III: 565). In der Zwischenzeit kümmerten sich Elise Ziegler und Kaufmann um Lenzens Garderobe und erbaten von ihren Bekannten Beiträge, um Lenzens aufgelaufene Schulden (300 fr.) tilgen zu helfen (vgl. Dedner/Gersch/Martin 1999: 91–93). Zum Jahreswechsel blieb Lenz in Winterthur. Kaufmann plante eine Rundreise mit vielen und wechselnden Teilnehmern über Schaffhausen, Emmendingen, Straßburg, das Steintal in den Vogesen und zurück, um anschließend mit ihnen seine Hochzeit (2. Februar 1778) zu feiern. Eine Reisegruppe, darunter Kaufmann und Lenz, fuhr am 8. Januar los. Als sie ein oder zwei Tage später nach Emmendingen kamen, griff Lenz den Kreisarzt tötlich an. „Freilich steht es leider mit Lenzens Kopfe noch nicht recht. Ich weiß zuverlässig aus Emmendingen, daß er den dortigen Arzt mißhandelt hat, weil er die seel: Schloßerin sterben laßen. Dann ist er davon gelaufen und Schloßer hat ihn ein paar Tage zu Berg und Thal suchen lassen“, berichtete Pfeffer aus Colmar (ebd.: 129 f.). Nach zehn Tagen, am 19. oder 20. Januar 1778, brach Kaufmanns Reisegruppe mit Lenz zusammen von Emmendingen nach Straßburg auf. Lenz trennte sich jedoch von ihnen und erreichte, sei es über eine Gebirgsroute, sei es über das Tal der Breusch/Brûche, am Abend des 20. Januar Waldersbach im Steintal.

Im Steintal/Ban de la Roche, einem der ärmsten Vogesentäler, wirkte Johann Friedrich/Jean-Frédéric Oberlin (1740–1826) von 1767 bis zu seinem Tode als protestantischer Pfarrer und aufgeklärter Reformier mit einer Fülle von praktischen Projekten. An der mystischen Erweiterung der Theologie interessiert wie Lavater, besaß er zugleich eine Begabung für übersinnliche Phänomene, war chirurgisch ausgebildet und betreute seine Gemeinde auch als Arzt. So hatte ihn Kaufmann als Therapeuten für Lenz ins Auge gefasst, nachdem der Aufenthalt bei Lavater katastrophal geendet hatte. Doch den Aufenthalt bei Oberlin beendete nach 19 Tagen eine noch größere Katastrophe. Oberlins Rechtfertigungsschrift *Herr L. ...*, die für seine Straßburger Verwandten und Gönner bestimmt war (vgl. Gersch 1998), verzeichnet die Ereignisse, die durch Georg Büchners Novelle *Lenz* in die deutsche Literatur eingegangen sind. Nachdem sich Lenz drei Tage bei Oberlin aufgehalten hatte, kam Kaufmann mit zwei Begleitern am Sonnabend (24. Januar) nach Waldersbach (vgl. Dedner/Gersch/Martin 1999: 35–37). Am Sonntag (25. Januar) predigte Lenz (auf Französisch); Kaufmann lud Oberlin, der noch nicht auf seiner Gästeliste gestanden hatte, dringend zu seiner Hochzeitsfeier ein. Am folgenden Montag (26. Januar) brachen Kaufmann und Oberlin mit ihren zwei Begleitern, jedoch ohne Lenz auf. Anstatt mit Kaufmann dessen Hochzeit zu feiern, benutzte Oberlin die Gelegenheit zu einer Bildungsreise; von Schlettstadt/Sélestat aus ritt er über Orte im badischen Amt Emmendingen und im vorderösterreichischen Breisgau nach Colmar zu Pfeffer, wo er bis zum 4. Februar blieb. Am Donnerstag (5. Februar) kehrte er nach zehntägiger

Abwesenheit zurück. Inzwischen hatte Lenz am Sonntag (1. Februar) zum zweiten Mal gepredigt.

Es hat den Anschein, als habe sich der Zustand von Lenz seit Oberlins Rückkehr verschlimmert. Jedenfalls setzten jetzt die Selbstverletzungen ein (vgl. Gersch 1998: 175), die Oberlin und seine Frau als Selbstmordversuche so erschreckten, dass sie Lenz bewachen ließen. Die Wut, die Lenz bei den Vorfällen in Zürich und Emmendingen gegen andere gerichtet hat, kehrte er nun gegen sich selbst. Und gewiss sah Oberlin Lenz jetzt mit anderen Augen, seit er, namentlich durch Pfefferl, über Lenzens Lebensgeschichte unterrichtet worden ist. Kaufmann hatte ihm einen Theologen angekündigt, nicht einen, in dessen Kopf es „nicht recht stund“ (Dedner/Gersch/Martin 1999: 163). Oberlin begann, seinen Gast pastoraltherapeutisch zu behandeln: „Ich bediente mich dieses Augenblicks ihn zu ermahnen sich dem Wunsch seines HE. Vaters zu entwerfen – sich mit demselben auszusöhnen &c.“ (Gersch 1998: 16 u. 188 f.) Anstatt eine geschützte Sphäre zu finden, die ihm erlaubt hätte, sich Ruhe vor sich selbst zu gönnen, wurde Lenz mit seinem Vater in Riga und dem Vater im Himmel gängigst, beide unnachlässig hinsichtlich des vierten Gebots, seiner Verworfenheit also.

Nun begann der Kampf um die Kontrolle des potentiellen Selbstmörders, den Oberlin nach drei Tagen aufgeben wird: Am Sonntag, den 9. Februar, wurde Lenz von drei Begleitern nach Straßburg gebracht. Hier nahm ihn sein Freund Johann Gottfried Röderer, Lehrer am Kloster St. Wilhelm, in Empfang und brachte ihn etwa zehn Tage später zu Schlosser nach Emmendingen.

Seit Ende Februar 1778 war Schlosser bestrebt, Lenz nach Livland zurückreisen zu lassen, weil er darin die einzige Möglichkeit der Heilung sah. In diesem Sinne schreibt er am 9. März an Christian David Lenz, Jacob bereue seine Fehler und die Entfernung vom Vater und sei entschlossen, so bald wie möglich, „wieder in Ihre Arme zu kehren“; Lenz selbst fügte die biblischen Worte (Lk 15,21) hinzu: „Vater! ich habe gesündigt im Himmel u. vor Dir u. bin fort nicht wert, daß ich Dein Kind heiße.“ (Damm III: 567–569) Damit setzte ein inhaltendes postalisches Ringen um die Fürsorge für den kranken Dichter ein, das freilich nur in Spuren überliefert ist (vgl. Müller I: 322–329). Schlosser erwartete mit Recht, dass sich die Familie um ihren kranken Angehörigen kümmert – das Familienoberhaupt dagegen weigerte sich über ein Jahr lang, dies zu tun, und überließ dem guten Willen der Freunde alle ärztliche und finanzielle Betreuung. Wie Oberlin für seinen Gebrauch (vgl. Dedner/Gersch/Martin 1999: 144), so hatte auch Schlosser für seine Bekannten im November des Jahres eine Aufstellung über die Ausgaben für Lenz gemacht (vgl. ebd.: 186 f.). Der Vater, die Finanzen, die Freunde, das sind auch weiterhin die Hauptakteure in dem Drama der verhinderten Heimkehr, das Lenzens weitere Lebensjahre bestimmen wird.

Seine Krankheit heißt in den Äußerungen der Zeitgenossen ‚Melancholie‘, ‚Hypochondrie‘, ‚Schwermut‘; sie ist – symptomatisch und diskursiv – in vielfacher Hinsicht mit dem Selbstmord verknüpft (vgl. *Schreiner 2003). Lenz, schreibt Schlosser Ende März 1778, „ist ganz zerbrochen, zerrieben. Er ist nahe kindisch zu werden.“ (Dedner/Gersch/Martin 1999: 173) Zeiten der Schwäche wechselten ab mit Perioden der Raserei, in denen Lenz in Ketten gelegt und bewacht werden musste, um sich oder andere nicht zu verletzen. Anfang April geriet die Lage so nervenaufreibend, dass Schlosser beschloss, Lenz in ein Tollhaus einzuliefern, und zwar nach Frankfurt,

weil es da humaner zugehe als in den Irrenhäusern Pforzheims oder Straßburgs (vgl. ebd.: 177). Doch offenbar wurde dieser Plan nicht weiter verfolgt, Anfang Mai lag ein ausführliches medizinisches Gutachten vor, das Schlosser allerdings bestreitet (vgl. ebd.: 181), Anfang Juni fand Pfeffel bei einem Besuch in Emmendingen Lenz nicht mehr gebunden vor, allerdings „sehr schüchtern und ceremonienreich“; seine Erkrankung offenbare sich „durch eine beständige Schreibsucht“ (ebd.: 184). Lenz erholte sich durch körperliche Arbeit; er sei bei einem Schuster in Emmendingen „ein viertel Jahr lang wie das Kind im Hause gewesen“, schreibt er im Juni an Sarasin (Damm III: 570). Seit Mitte August war er in dem Dorf Weisweil am Rhein zu finden, doch erlitt er dort im Oktober einen Rückfall und Schlosser, der inzwischen (27. September 1778) seine zweite Frau geheiratet hatte, holte ihn wieder nach Emmendingen (vgl. Dedner/Gersch/Martin 1999: 186). Anfang November bat Schlosser seine Korrespondenten in Weimar und in der Schweiz darum, Geld für Lenzens Aufenthalt zu sammeln, andernfalls müsse er ihn „in die Welt laufen lassen“ (ebd.: 187). Die Bitte muss Erfolg gehabt haben, zumal der Hof von Weimar zu Lenzens Unterhalt beitrug (vgl. Müller I: 327). Schließlich besorgte Schlosser für Lenz eine Kur bei einem Chirurgen in Hertingen (bei Bad Bellingen), die bis Pfingsten, also Ende Mai 1779 fortgesetzt werden sollte.

5. Russland

Im Juli 1778 war Lenzens Mutter gestorben und der Vater hatte inzwischen (am 4. Januar 1779) zum zweiten Mal geheiratet. Herder muss ihn persönlich gemahnt haben, denn im März/April 1779 setzte Christian David Lenz eine ausführliche Rechtfertigung für ihn auf, die in ihrer Mischung aus Rohheit („dass es mit den Schrauben im Gehirn des Patienten noch sehr mißlich stehen müsse“) und Selbstmitleid ein Schlüsseldokument für seine Haltung ist (Müller I: 325–329). Die Briefe im Vorfeld bestätigen, dass die Familie Lenzens Krankheit schlechterdings nicht gelten lassen wollte (vgl. ebd.: 322–324). Der jüngere Bruder Carl Heinrich Gottlob, der Jura studierte – ab Oktober 1776 in Helmstedt, dann, ab Oktober 1777 in Jena –, sollte Jacob über Jena gleichsam als Langzeitstudenten zurückbringen. Carl Lenz hat viel später (1816) darüber berichtet (Diederichs 1899). Die Heimholung dauerte etwa zwei Monate, von Ende Mai bis Ende Juli 1779, und begann in Weimar mit einem Besuch bei Goethe, über den Anna Amalia die beträchtliche Summe von 60 Louisd'or – das Vierfache dessen, was der Vater geschickt hatte – für die Reise spenden ließ. In Hertingen traf Carl seinen Bruder „in einem Zustande von Apathie und Erstarrung“ an, doch durch intensive Fußmärsche stabilisierte sich sein Befinden. Über Frankfurt, Erfurt, Braunschweig wanderten und fuhren die Brüder nach Lübeck, von dort ging es weiter mit dem Schiff, bis sie am 23. Juli in Riga ankamen. In Riga erfuhren sie, dass ihr Vater zum Generalsuperintendenten, das heißt zum höchsten Geistlichen Livlands, ernannt worden war. Bis er sein Amt antrat und den Umzug von Dorpat nach Riga bewältigt hatte (15. September 1779), lebten die Brüder bei dem Oberpastor der Kirche St. Jacobi, Christian Adolf Dingelstädt (1741–1790), und überließen sich der Rigaer Geselligkeit, in mehreren Wochen und Monaten „aufrichtiger Freundschaft und geselligen herzlichen Umgangs“ (Diederichs 1899: 293). Auch das Theater wurde besucht, Lenz sandte dem Rektor der Domschule, Gottlieb Schlegel, einen halb prosaischen, halb poetischen Text über die Vor-

stellung der *Miß Sara Sampson* zu, doch der befand: „Er ist sehr dunkel“ (Briefe an Gadebusch [LVA]: Bd. IV, Nr. 95). Dass Lenz im Winter 1779/1780 Mitglied der Rigaer Freimaurerloge ‚Zum Schwert‘ wurde (Rosanow 1909: 419), ist mit einiger Sicherheit auszuschließen (vgl. Gündel 1996).

Die Wohnung, die der Generalsuperintendent Lenz in Riga bezog, wurde allerdings kein Ort des ‚geselligen herzlichen Umgangs‘ und auch kein Vaterhaus für den berufsunfähigen Sohn. Gleich bei seiner Ankunft habe man ihm „verschiedene Vorschläge nach Petersburg gemacht“, schreibt Lenz am 2. Oktober 1779 an Herder, als der Vater ihn genötigt hatte, sich um das Rektorat der Domschule in Riga zu bewerben; in seinem herzerreißenden Brief wünscht Lenz, für diese Stelle empfohlen und nicht empfohlen zu werden (vgl. Damm III: 577–580). Dann machte er sich daran, die ‚Vorschläge nach Petersburg‘ zu befolgen, und schickte von Dorpat aus dem Vater eine Übersetzung aus dem Russischen ins Deutsche, um damit dem livländischen Generalgouverneur die Grundlage für einen Empfehlungsbrief geben zu lassen (ebd.: 581–583). Die Empfehlung sollte ihn bei Ivan Ivanovič Beckoj (1704–1795) einführen, der persönlicher Sekretär Katharinas II. gewesen war, nunmehr Direktor der Akademie der Künste und des Landkadettenkorps, zudem verantwortlich für alle Erziehungsreformen in Russland (vgl. Tommek II: 20–22). Im Januar 1780 war Lenz auf Reisen, Anfang Februar schließlich in St. Petersburg angekommen, und eine Stellensuche am russischen Zarenhof begann, deren ganze Bitterkeit er in einem Brief an Friederike Brions Bruder ausspricht (vgl. Damm III: 589–591).

Anders als die Städte, die Lenz bisher kennengelernt hatte, war St. Petersburg eine riesige, multinationale Residenz mit etwa 200.000 Einwohnern (vgl. *Georgi 1790: 137). Was hier benötigt wurde, waren vor allem Empfehlungsbriefe, aber die Briefe des Vaters, die „von Versinken in Schulden, Gefängnis Verfaulen in der Polizei u. s. f.“ (Damm III: 595) sprechen, ließen sich nicht vorzeigen. Auch schriftstellerische Meriten hätten hilfreich sein können; daher versuchte sich Lenz an Gelegenheitsgedichten (vgl. Bosse 2011a) oder dachte an eine neue Ausgabe seiner Dramen (vgl. Müller I: 339). Auch zwei Abhandlungen über Erziehung, eine über die Erziehung des Adels (Dezember 1780), die andere, *Sangrado*, eine Doppelmeditation über die Erziehung der unteren Klassen und der Fürsten (März 1781) in der Mitauer Zeitschrift *Für Leser und Leserinnen*, ausnahmsweise mit seinem Namen oder mit L. gezeichnet, dienten als diskrete Bewerbung. Was schließlich für das System der Patronage unumgänglich erfordert wird, sind Gönner vor Ort, und so traten in den Briefen die verschiedensten Hoffnungsträger auf. Am aussichtsreichsten war die Bekanntschaft mit Ludwig Heinrich (von) Nicolay (1737–1820), dem vormaligen Erzieher und jetzigen Berater des Thronfolgers, Großfürst Paul. An diesen wandte sich gleichzeitig Maximilian Klinger, den seine Stellensuche ebenfalls nach Petersburg geführt hatte (vgl. Müller I: 336 f.). Aber während Klinger, von Nicolay gefördert, Karriere machte und Leiter des Kadettenkorps, schließlich Kurator der Universität Dorpat wurde, versank Lenz in den Rivalitäten der Hofparteien und seiner eigenen tiefen Unsicherheit. „Der Dichter Lenz paßt gar nicht in unsere Stadt hinein. Was soll man mit seiner so großen Zerstreutheit anfangen?“, schreibt ein Zeitgenosse im Juni 1780 (Briefe an Gadebusch [LVA]: Bd. IV, Nr. 147). Spätestens Anfang September 1780 brach Lenz das hoffnungslose Unterfangen ab.

„Endlich brachte ihn doch die Noth und das dringendste Anhalten der Seinigen dahin, nach Livland zurück zu kehren“, fasst der Vater nachträglich die Geschehnisse zusammen (vgl. Jürjo 2004–2007: 174). Der folgende Winter 1780/1781 in Livland war erfüllt durch eine Tätigkeit als Hofmeister in der Nähe von Dorpat von September 1780 bis Februar 1781 (vgl. Scholz 1991: 112), unterbrochen durch eine andere Hofmeistertätigkeit im November/Dezember (vgl. Jürjo 2004–2007: 167) und zusätzlich verworren durch eine neue Liebesgeschichte um Julie von Albedyll, die in der *Abgezwungenen Selbstvertheidigung* eine ebenfalls verwirrte Darstellung findet (vgl. Tommek I: 73–82, II: 196–210). Im folgenden Frühjahr, ab März 1781, tauchte Lenz doch wieder in St. Petersburg auf. Dass er bei diesem zweiten, eventuell auch beim ersten Aufenthalt in St. Petersburg Sekretär bei dem Generalingenieur Friedrich Wilhelm Bauer gewesen sei (vgl. Rosanow 1909: 404, Müller IV: 385), scheint wenig glaubhaft. Diesmal holte man den Stellensuchenden nicht nach Livland zurück, sondern wies ihn im Gegenteil noch weiter fort: „Man rät mir hier von allen Seiten nach Moskau zu reisen, teils um die Sprache, teils um Herrschaften kennen zu lernen“, schreibt er am 2. Juni 1781 an seinen Vater (Damm III: 631). Der Vater tadelte allerdings nachträglich seinen Aufbruch, dass er auf vage Aussichten hin, „ohne Geld und übrige Bedürfnisse nach Moskau reiset“ (Jürjo 2004–2007: 175) – doch war er dankbar, dass sein Sohn nun einen Gönner und eine Bleibe gefunden hatte.

Moskau, die konservative Metropole mit ihren Kirchenkuppeln und Holzhäusern, ohne die gemauerten Paläste St. Petersburgs, hatte noch mehr Einwohner als dieses. Man könnte sagen, Lenz bewegte sich auf Russland zu – fort vom Hof in St. Petersburg und hin zu der 1755 gegründeten Universität in Moskau. Im Spätsommer 1781 war er dort angekommen (vgl. Tommek 2002b: 162) und suchte den Historiker Gerhard Friedrich Müller (1705–1783) auf. Müller lebte schon seit 1725 in Russland, wurde Professor der Geschichte an der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg und in Moskau (ab 1765) Archivdirektor des Auswärtigen Amtes sowie Leiter des Kaiserlichen Findelhauses. Er vermittelte nicht nur Wissen über Russland an deutsche Leser, sondern bot auch großzügig sein Haus als Anlaufstelle für die vielen Deutschen an, die es im 18. Jahrhundert nach Moskau zog. Die drei Briefe, die Christian David Lenz ihm im Lauf eines Jahres, zwischen dem 1. Oktober 1781 und dem 19. Oktober 1782 schrieb, sind bezeichnend für das Verhältnis zwischen Vater und Sohn (vgl. Jürjo 2004–2007). Für Christian David Lenz war Jacob ein Schmarotzer, der lieber faulenzten als eine Hofmeisterstelle antreten wollte; um ihn dennoch dazu zu bewegen, konnte der Vater nur scharfe Ermahnungen schicken oder aber seinem Sohn die Unterstützung versagen. Das kündigte er am 1. Oktober an. Er – der Superintendent, von dem ganz Livland wusste, dass er mindestens 2.500 Rubel im Jahr einnahm, wenn nicht mehr – habe für seinen Sohn in zwei Jahren 600 Rubel ausgegeben und werde ihm keine Kopeke mehr schicken, solange er nicht selbst sein Brot verdiene: „Hierin habe ich ihm nun endlich, nach wol 20 vergeblich an ihn geschriebenen bogenlangen Briefe, meine letzte Entschliessung geschrieben, daß dis nun das letzte Geld wäre, so ich ihm, als einem geschäftigen Müßiggänger schickte“ (ebd.: 175). Dabei erwartete der Vater, dass der Sohn ihn nicht kritisieren, sondern ihm kindlichen Gehorsam erweisen sollte: „Aber die meisten [Briefe] waren stolz, bitter und beleidigend, die ich dann freilich nachdrücklich beantworten mußte.“ (ebd.: 178) Auch die Kritik der Zeitgenossen erreichte den Vater nicht, der brieflich Gottes Lohn über Müller ausschüttete, weil dieser tat, was er selbst hätte tun müssen. Immerhin

sagte er einige Jahre später Jacob eine vierteljährliche Zulage von 25 Rubeln zu (vgl. Tommek I: 12, 29).

In den Briefen klafft eine vierjährige Lücke zwischen dem 30. Oktober 1781, als Lenz einer angebotenen Hofmeisterstelle auswich (vgl. ebd.: 11 f.), und dem 18. November 1785, als Lenz dem Vater in einem formvollendeten Sendschreiben Auskunft über seine bisherige Laufbahn in Moskau gab (vgl. ebd.: 12–15). Durch Müllers Tod im Oktober 1783 hatte er seinen Gönner verloren, doch Ersatz bot ihm Müllers Schwägerin, Madame Exter, die eine evangelische Pensionsanstalt zur Erziehung adliger Kinder im Zusammenhang mit dem Findelhaus leitete. In dieser Anstalt, die 19 Lehrer für 90 Eleven aufbot und ihre Zöglinge zur Universität oder zum Militär entließ, wirkte Lenz wohl schon seit Ende 1781 als Lehrer oder Erzieher und erhielt Kost und Logis (vgl. ebd.: 30); für sie verfasste Lenz in einer *Rechenschaft* betitelten Schrift auch vorsichtige Reformvorschläge, zumal im Geschichts- und Sprachunterricht (vgl. ebd.: 213–221). Das russische Schulwesen als Ganzes wurde im Laufe der 1780er Jahre nach dem Muster der österreichischen Normalschulorganisation verstaatlicht und umgestaltet, von 1786 an durfte kein Privatlehrer mehr ungeprüft tätig sein (vgl. Tommek II: 30). Vermutlich endet um diese Zeit Lenzens Tätigkeit in der Pensionsanstalt der Madame Exter, wenn auch nicht sein Interesse für Erziehungsfragen.

In dem Bericht an den Vater spielt weiterhin der erteilte Privatunterricht eine große Rolle, ferner die Kontakte zu einflussreichen Persönlichkeiten. Die wichtigste von ihnen war Michail Matveevič Cheraskov (1733–1807), seit 1778 Kurator der Moskauer Universität und Dichter. Er galt wegen seines Epos *Rossijada* (1779) als russischer Homer; Lenz beschäftigte sich mindestens bis 1789 damit, deren Gesänge zu übertragen (vgl. ebd.: 625 f.); der von Lenz angekündigte Aufsatz *Über einige Schönheiten seiner Gedichte, insofern sie auf die Erziehung der russischen Jugend Einflüsse haben* (vgl. Tommek I: 15) ist nicht erhalten. Über die Beziehungen zur Universität erhoffte Lenz, sich „einige Ansprüche auf eine Art Bürgerrecht bei derselben“ (ebd.) zu gewinnen. Es war jedoch nicht die Universität, die sein soziales Dasein stützen sollte, sondern ein neues Netzwerk von Freunden. Cheraskov war zugleich einer der führenden Freimaurer.

Man schätzt, dass etwa ein Viertel der höheren Beamten Russlands zu den Freimaurern gehörten (vgl. Tommek II: 32–34); 1772 wurde selbst der Thronfolger, Großfürst Paul, Maurer. Einer derjenigen, die ihn einführten, war sein Vertrauter, Vizeadmiral Sergej Ivanovič Pleščeev (1752–1802). Dieser veröffentlichte 1786 eine *Übersicht des Russischen Reichs*, die schon im folgenden Jahre, übersetzt von Lenz, auf Deutsch erschien (Pleschtschejew 1992 [1787]); Lenz könnte sie bereits aus dem Manuskript übersetzt haben. Die Fühlungnahme mit den Freimaurern hatte bei Lenz indes ohnehin schon früher stattgefunden. Sein Bruder Friedrich David, seit Dezember 1780 als Nachfolger des Vaters Oberpastor an St. Johannis in Dorpat, hatte ihm durch Empfehlungsbriefe sehr wahrscheinlich den Kontakt zu den Freimaurern in Moskau gebahnt (vgl. Gündel 1996: 64). Im Oktober 1783 wurde Lenz in die Loge ‚Zu den drei Fahnen‘ aufgenommen; nach dem April 1784 gibt es freilich keine weiteren Zeugnisse mehr für seine Zugehörigkeit (vgl. ebd.: 71 f.). Meister vom Stuhl war damals der Deutsche Johann Georg Schwarz (1751–1784), eine Zentralfigur für die mystischen Neigungen der Moskauer Freimaurer (vgl. *Bryner 1992). Möglicherweise, weil Schwarz über Beziehungen zu den Berliner Rosenkreuzern verfügte, hatte

ihn Cheraskov 1779 an die Universität geholt, 1780 wurde er Professor der Philosophie, der deutschen Beredsamkeit und Dichtkunst und gründete in der Folge ein Übersetzerseminar mit 16 Teilnehmern. Damit traf er die Interessen von Nikolaj Ivanovič Novikov (1744–1818), einem der ideenreichsten russischen Freimaurer. Im Jahr 1781 rief Novikov die ‚Gesellschaft der gelehrten Freunde‘ ins Leben: der Moskauer Generalgouverneur eröffnete die Sitzung, der Moskauer Metropolit sandte seinen Segen und Schwarz hielt die Festrede (*Rauch 1979: 215). Nach Schwarz' Tod konzipierte Lenz eine *Assemblée littéraire*, die im Hause, wo Schwarz gewohnt hatte, abgehalten werden sollte (vgl. Tommek I: 489–496). Das Haus wurde zum Zentrum der publizistischen Unternehmungen Novikovs; darin wohnte 1787–1789 auch der russische Dichter Nikolaj Michajlovič Karamzin (1766–1826), der später schrieb, er habe „einige Zeit“ mit Lenz in einem Hause gelebt (Rosanow 1909: 510). Noch im September 1789 wohnte Lenz dort, zusammen mit dem Freimaurer Fürst Engalyčev, oder in gewisser Weise auch nicht dort: „Den ganzen Sommer wanderte er durch die Umgebung von Moskau, übernachtete einmal in einem verwilderten Garten und wurde bis aufs Hemd ausgeraubt.“ (Scholz 1991: 125)

Novikov hatte 1779 einen zehnjährigen Pachtvertrag für die Universitätsdruckerei erhalten; auf dieser Grundlage entfaltete er eine reiche verlegerische Tätigkeit im Rahmen einer weiteren, der 1784 gegründeten Typographischen Gesellschaft, die zumal weltliche Literatur aus dem Westen durch zahlreiche Übersetzer, vorbei an der geistlichen und den weltlichen Zensurinstanzen, in Russland zu verbreiten half; knapp ein Drittel aller Publikationen Russlands wurden in dieser Zeit von Novikov und seinen Druckereien hergestellt (Tommek II: 37). Im Namen der Typographischen Gesellschaft wandte sich Lenz im September 1787 auch an den Verleger Hartknoch in Riga (Tommek I: 20 f.), um Abnehmer für das von ihm geplante „Russische Allerley“ zu gewinnen. Doch weder diese Pläne noch seine Übersetzungen konnten Lenz einen Lebensunterhalt verschaffen, wie eine kleine verzweifelte Schrift aus dem Jahr 1788 zeigt, in der Lenz sogar ein eigenes Pensionsprojekt anreißt (vgl. ebd.: 29 f.). Für seinen Unterhalt mussten die Moskauer Literaten sorgen, denen er seinerseits die Kenntnis Shakespeares und deutscher Autoren wie Lessing, Goethe, Wieland vermittelte sowie höchstwahrscheinlich die Lavaters. Den ausführlichsten Bericht über den Zustand von Lenz gibt Salomon Brunner, Pastor der deutschen reformierten Gemeinde in Moskau, in seinem Brief an Christian David Lenz vom 10. Februar 1785 (Kraft 2015: 345–349).

1786 nahm Karamzin, der Begründer der neueren russischen Literatursprache, Kontakt mit Lavater auf; seine Reise durch Deutschland und die Schweiz (1789) war nicht nur durch Empfehlungsbriefe (vgl. Damm III: 665), sondern in ihrer ganzen Anlage maßgeblich von Lenz inspiriert (vgl. Bartel/Lindemann 1992). Freilich musste Karamzin am 20. April 1787 an Lavater über Lenz sagen:

Was soll ich Ihnen von Lenzen sagen? Er befindet sich nicht wohl. Er ist immer verwirrt. Sie würden ihn gewiß nicht erkannt haben, wenn Sie ihn jetzt sähen. Er wohnt in Moskau, ohne zu wissen warum. Alles, was er zuweilen schreibt, zeigt an, daß er jemals viel Genie gehabt hat; jetzt aber ... Ich habe ihm Ihren Brief persönlich eingehändigt. (Rosanow 1909: 427)

Um diese Zeit breitet sich Lenzens ‚Zerstreutheit‘ auch über seinen Stil aus, denn er schreibt, wie stets, weiter. Seine Projekte, Kompositionen und Briefe entziehen sich

immer häufiger der Gestaltung in einer Art von Gedanken- oder vielmehr Signifikantenflucht. Wiederkehrende Themen darin sind einerseits alle Arten der Verknüpfung, durch Sprache, Übersetzung, Handel und Wasserläufe, andererseits die Unterbrechung, ja Verfolgung durch Fehldeutungen, Missverständnisse, Schweigen und Vorurteile (vgl. Tommek 2011). Es sind schemenhafte Instanzen, die ihm reale Seelenqualen zufügen, jene „Theologischen Krittler und Zänker“ zum Beispiel, welche „aus Wahrheit Lüge machen“, wie es in einem seiner letzten Briefe (9. November 1790) heißt, „nur um zu disputieren und Recht zu haben“, und vor denen soll ihn ausgerechnet sein Vater bewahren:

daß ich bey den *unendlichen Schrauben* der sogenannten Gewissens und Ehrgerichte an meinen *Vater selbst Zuflucht nehme* und mir seinen Väterlichen Seegen ausbitten muß – welches zu einem neuen Jahr (mit der innigsten Reue über alle meine auch in Liefland begangenen Fehler, die ich aus dem was mir von seinen Briefen übrig geblieben, die vielleicht aus guter aber irreder Meynung ein Freund von mir ohne mein Wissen verbrannt hat, noch itzt ersehe) mir eine ganz neue und andere Existenz schaffen wird. (Tommek I: 63)

Die Katastrophe, die die russischen Logen betraf, riss, wie man annehmen muss, auch Lenz in ihren Strudel. Nach der Französischen Revolution hat man die Freimaurer in fast allen Staaten beargwöhnt und verboten. Novikovs Pacht wurde nicht verlängert, die Typographische Gesellschaft wurde 1791 aufgelöst, in den Moskauer Polizeiaktionen vom April und Mai 1792 wurden Novikovs Haus, die Druckereien und Bibliotheken beschlagnahmt, er selbst wurde verhaftet und ohne Prozess oder Aussicht auf Entlassung in der Festung Schlüsselburg eingekerkert, vornehmere Freimaurer wurden auf ihre Güter verbannt (vgl. Tommek II: 41). Zum letzten Mal hatte sich ein freundschaftliches Netzwerk als nicht mehr tragfähig erwiesen. Lenz starb im Mai 1792.

Zwischen dem Frühjahr 1784 und dem Frühjahr 1786 gab es einen intensiven Briefwechsel darüber, wie der Kasten mit Lenzens Sachen von Schaffhausen nach Livland geschafft werden und wer die Kosten dafür tragen solle (vgl. Müller I: 343–347). Es muss aber doch gelungen sein. Dreißig Jahre später machen sich der Dorpater Bibliothekar Karl Petersen und der Arzt Georg Friedrich Dumpf daran, Texte und Nachrichten von Jacob Lenz und seinem Leben zu sammeln. Es beginnt die Arbeit an seiner Biographie.

6. Weiterführende Literatur

- Arnoldt, Emil: „Möglichst vollständiges Verzeichnis aller von Kant gehaltenen oder auch nur angekündigten Kollegia“. In: Arnoldt, Emil: *Gesammelte Schriften*. Hg. v. Otto Schöndörffer. Bd. V. Berlin 1909, S. 173–343.
- Beiträge zur Liefländischen Pädagogik. Erste Sammlung, welche ein Programm und drey bey einer feyerlichen Gelegenheit gehaltenen Reden enthält*. Zusammengetragen v. Johann Christian Friedrich Moritz. Riga 1781.
- Bode, Wilhelm: *Karl August von Weimar. Jugendjahre*. Berlin 1913.
- Borries, Emil von: *Geschichte der Stadt Straßburg*. Straßburg 1909.
- Bosse, Heinrich: „Die Einkünfte kurländischer Literaten am Ende des 18. Jahrhunderts“. In: *Zeitschrift für Ostforschung* 35 (1986), S. 516–598.
- Bosse, Heinrich: „Der geschärfte Befehl zum Selbstdenken. Ein Erlaß des Ministers v. Fürst an die preußischen Universitäten im Mai 1770“. In: Friedrich A. Kittler (Hg.): *Diskursanalysen II. Institution Universität*. Opladen 1990, S. 31–62.

- Bryner, Erich: „Die Moskauer Freimaurer“. In: Dagmar Herrmann (Hg.): *Deutsche und Deutschland aus russischer Sicht. 18. Jahrhundert: Aufklärung*. München 1992, S. 378–392.
- Diderot, Denis u. Gotthold Ephraim Lessing: *Das Theater des Herrn Diderot*. Hg. v. Klaus-Detlef Müller. Stuttgart 1986.
- Eckardt, Julius: *Livland im achtzehnten Jahrhundert. Umriss zu einer livländischen Geschichte*. Bd. I: *Bis zum Jahre 1766*. Leipzig 1876. Reprint Hannover-Döhren 1975.
- Gadebusch, Friedrich Konrad: *Livländische Bibliothek in alphabetischer Ordnung*. 3 Bde. Riga 1777. Reprint Hannover-Döhren 1973.
- Georgi, Johann Gottlieb: *Versuch einer Beschreibung der Rußisch Kayserlichen Residenzstadt St. Petersburg und der Merkwürdigkeiten der Gegend*. St. Petersburg 1790.
- Ghibellino, Ettore: *Goethe und Anna Amalia. Eine verbotene Liebe? 3.*, veränd. Aufl. Weimar 2007.
- Goethe, Johann Wolfgang: *Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden*. Hg. v. Erich Trunz. Bd. 9: *Autobiographische Schriften. Bd. 1*. 5. Aufl. Hamburg 1964. [= *Goethe 1964a]
- Goethe, Johann Wolfgang: *Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden*. Hg. v. Erich Trunz. Bd. 10: *Autobiographische Schriften. Bd. 2*. 5. Aufl. Hamburg 1964. [= *Goethe 1964b]
- Goethe, Johann Wolfgang: *Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche* [DKV]. Bd. 28: *Von Frankfurt nach Weimar. Briefe, Tagebücher und Gespräche vom 23. Mai 1764 bis 30. Oktober 1775*. Hg. v. Wilhelm Große. Frankfurt/Main 1997. [= *Goethe 1997a]
- Goethe, Johann Wolfgang: *Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche* [DKV]. Bd. 29: *Das erste Weimarer Jahrzehnt. Briefe, Tagebücher und Gespräche vom 7. November 1775 bis 2. September 1786*. Hg. v. Hartmut Reinhardt. Frankfurt/Main 1997. [= *Goethe 1997b]
- Goethe, Johann Wolfgang: *Tagebücher. Historisch-Kritische Ausgabe*. Bd. I.2: 1775–1787. *Kommentar*. Hg. v. Wolfgang Albrecht u. Andreas Döhler. Stuttgart, Weimar 1998.
- Graubner, Hans: „Der Schuldiderot‘ Johann Gotthelf Lindner (1729–1776) und sein Schuldrama ‚Der wiederkehrende Sohn‘“. In: Joseph Kohlen (Hg.): *Königsberger Beiträge. Von Gottsched bis Schenkendorf*. Frankfurt/Main u. a. 2002, S. 37–64.
- Ischreyt, Heinz: „Buchhandel und Buchhändler im nordostdeutschen Kommunikationssystem (1762–1797)“. In: Giles Barber u. Bernhard Fabian (Hgg.): *Buch und Buchhandel in Europa im achtzehnten Jahrhundert. The Book and the Book-Trade in Eighteenth-Century Europe*. Hamburg 1981, S. 249–269.
- Jung-Stilling, Johann Heinrich: *Henrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft und häusliches Leben* [1777–1789]. Hg. v. Dieter Cunz. Stuttgart 1968.
- Kupffer, Christina: *Geschichte als Gedächtnis. Der livländische Historiker und Jurist Friedrich Konrad Gadebusch (1719–1788)*. Köln, Weimar 2004.
- Lenz, Jakob Michael Reinhold: „Nachruf zu der im Göttingischen Allmanach Jahrs 1778 an das Publikum gehaltenen Rede über Physiognomik“. In: *Teutscher Merkur*, 4. Viertelj. 1777, S. 106–119.
- Ottow, Martin u. Wilhelm Lenz: *Die evangelischen Prediger Livlands bis 1918*. Köln, Wien 1977.
- Rauch, Georg von: „Johann Georg Schwarz und die Freimaurer in Moskau“. In: Éva H. Balázs u. a. (Hgg.): *Beförderer der Aufklärung in Mittel- und Osteuropa. Freimaurer, Gesellschaften, Clubs*. Berlin 1979, S. 212–224.
- Recke, Johann Friedrich von u. Eduard Napierksy (Hgg.): *Allgemeines Schriftsteller- und Gelehrten-Lexicon der Provinzen Livland, Esthland und Kurland*. 4 Bde. Mitau 1827–1832.
- Schreiner, Julia: *Jenseits vom Glück. Suizid, Melancholie und Hypochondrie in deutschsprachigen Texten des späten 18. Jahrhunderts*. München 2003.
- Schulze, Arthur: *Die örtliche und soziale Herkunft der Straßburger Studenten 1621–1793*. Frankfurt/Main 1926.

- Šemeta, Aiga: „Deutschsprachige Periodika in Livland und Kurland vor 1800“. In: Heinrich Bosse, Otto-Heinrich Elias u. Thomas Taterka (Hgg.): *Baltische Literaturen in der Goethezeit*. Würzburg 2011, S. 353–379.
- Streitberger, Ingeborg: *Der Königliche Prätor von Straßburg 1685–1789. Freie Stadt im absoluten Staat*. Wiesbaden 1961.
- Tering, Arvo: „Gelehrte Kultur. Dorpater Kontakte mit Deutschland im 18. Jahrhundert“. In: Helmut Piirimäe u. Claus Sommerhage (Hgg.): *Zur Geschichte der Deutschen in Dorpat*. Tartu 1998, S. 62–84.
- Weimar, Klaus: *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts*. München 1989.

1.2 Handschriften und Werkausgaben

Hans-Gerd Winter

Die Editionsgeschichte der Werke Jakob Michael Reinhold Lenz' hängt eng mit der Geschichte der Bewertung des Autors in der Wissenschaft zusammen. Diese wurde lange beeinflusst durch die Orientierung an der Weimarer Klassik, die traditionell als Höhepunkt der deutschen Literaturgeschichte galt. In der seit dem 19. Jahrhundert auf die Nation ausgerichteten Perspektive der deutschen Germanistik folgte auf die Klassik die Einigung Deutschlands als Höhepunkt der politischen Geschichte. Der Sturm und Drang galt dann nur als eine Übergangsphase. Die selbst gesuchte Nähe zu Goethe wurde Lenz zusätzlich zum Verhängnis, zumal jener im 11. und 14. Buch von *Dichtung und Wahrheit* ein vernichtendes Urteil über seinen ehemaligen Freund gefällt hat, das mehr als eineinhalb Jahrhunderte in Studien und Literaturgeschichten nachwirkte. Lenz sei als ein „vorübergehendes Meteor [...] augenblicklich über den Horizont der deutschen Literatur“ hingezogen und „plötzlich“ verschwunden (*Goethe 1985: 636). Völlig verschwindet Lenz nicht aus dem Blickfeld der Wissenschaft, doch er gilt sehr lange als ein Autor minderen Ranges, dessen Werk meist nur untersucht wird, weil es zum Umkreis Goethes gehört. Diese Abwertung hält bis in die 1960er Jahre an. Doch gewinnt Lenz bereits im 19. Jahrhundert eine kleine, langsam wachsende Zahl von Anhängern, die zunächst meist in Distanz zur Germanistik an den Universitäten argumentiert. Seit den 1970er Jahren ist das Interesse an Lenz in der Wissenschaft stark angestiegen, ablesbar an der zunehmenden Zahl von Aufsätzen, Sammelbänden, Studien und Dissertationen und an der Gründung des *Lenz-Jahrbuchs* 1991. Die Beschäftigung mit diesem Autor muss sich heute nicht mehr über die Konfrontation mit Goethe legitimieren (→ 4.1 LENZ IN DER WISSENSCHAFT; ferner Leidner/Wurst 1999, Winter 2000a: 6–8, Luserke 2001a: 29–52, Martin 2002a).

Wer sich heute intensiv mit Lenz beschäftigt, steht dennoch vor der Schwierigkeit, dass unter anderem aus den genannten Gründen bisher keine historisch-kritische Ausgabe seiner Werke zustande gekommen ist. Dass diese ein unverzichtbares Desiderat darstellt, ist immer wieder konstatiert worden (u. a. Scholz 1990). Ihr Fehlen führt bis heute dazu, dass Textversionen in vorhandenen Editionen voneinander abweichen können. Besonders gilt dies für die Gedichte. Die heute maßgebliche Lesausgabe von Damm enthält nicht das gesamte Werk. Wichtige Teile dieses Werkes

sind verstreut oder gar nicht veröffentlicht. Auch die Zuordnung einiger Werke zu Lenz ist bis heute nicht sicher geklärt.

Lenz selbst hat zu Lebzeiten keine Ausgabe seiner gesammelten Werke erlebt. Doch kann sich der Interessierte immerhin einen Überblick verschaffen, was der Autor in welchen Fassungen zu Lebzeiten veröffentlicht und wie er sich damit dem zeitgenössischen Lesepublikum präsentiert hat: Dies leistet Christoph Weiß' verdienstvolle zwölfbändige Werkedition (2001), die Faksimiles der Erstausgaben bietet, sowie insgesamt 90 Rezensionen zu diesen Texten und im letzten Band ein kurzes Nachwort. Die Ausgabe enthält nur die Buchveröffentlichungen, nicht die in Almanachen und Zeitschriften publizierten Gedichte und Erzählungen.

Eine wichtige und aufwendige Vorarbeit für eine historisch-kritische Ausgabe hat Weiß darüber hinaus mit seinem DFG-Forschungsprojekt zu Lenz geleistet, dessen Ergebnisse unter www.jacoblenz.de dokumentiert sind. Dort findet man ein nach heutigem Stand vollständiges Verzeichnis der Archive, in denen Lenziana liegen, mit einem Nachweis der jeweiligen Texte und der Fundstellen (außer zu Kraków, zu diesem Weinert 2003b). Ferner werden die selbständigen und unselbständigen Publikationen Lenz' nachgewiesen, die Texte der ersteren sind zugleich online gestellt, so dass nicht auf die gedruckte Faksimileausgabe zurückgegriffen werden muss. Ferner sind alle posthumen Ausgaben, auch die Editionen einzelner Texte verzeichnet – mit Angabe der Rezensionen. Weinholds Edition des *Dramatischen Nachlasses* ist vollständig online gestellt. Hinzu kommt ein umfangreiches Verzeichnis der Sekundärliteratur. Ein Teil der Handschriften, so die im Familienarchiv Sarasin in Basel befindlichen, wurde im Rahmen des Projekts verfilmt. Es ist sehr zu bedauern, dass die Arbeiten an dem Forschungsprojekt nicht weitergeführt werden konnten. Der Nutzen der online dokumentierten Ergebnisse des DFG-Projekts, an dem bis Ende 2005 gearbeitet wurde, für eine spätere historisch-kritische Ausgabe ist sehr hoch einzuschätzen. Ausgehend von den Ergebnissen könnte sie zuverlässig und relativ schnell erarbeitet werden, wenn auch die Entzifferung der Handschriften eine schwierige Aufgabe bleibt. Eine historisch-kritische Werkedition bleibt ein unverzichtbares Desiderat.

Die Geschichte der Handschriften Lenz' ist verwickelt. Benseler ist ihr ausführlich nachgegangen. Seine Darstellung ist aber heute in einigen Punkten überholt (vgl. auch Winter 2000a: 19–25). Zu Lebzeiten überlässt Lenz mehrere Manuskripte und Abschriften Goethe, die dieser zum Teil zum Druck vermittelt. Nach dem Bruch mit Lenz im November 1776 unternimmt Goethe aber nichts mehr. Allerdings stellt er 1797 Friedrich Schiller den unvollendeten Roman *Der Waldbruder*, das Gedicht *Die Liebe auf dem Lande* und das Dramolett *Tantalus* zur Verfügung. Der Roman erscheint noch 1797 in den *Horen*, die beiden anderen Texte im Jahr darauf im Schillerschen *Musen Almanach*.

Als Jakob Michael Reinhold Lenz 1778 nach Riga gebracht wird, verbleibt eine Kiste mit Manuskripten und möglicherweise Erstdrucken bei Schlosser, die 1784 an die Familie in Riga gelangt. Offen muss bleiben, ob alle Texte Lenz' nach Riga verschifft wurden. Die Familie könnte Lenz Materialien nach Moskau nachgesandt haben, die dann vermutlich verloren sind. Gesichert ist, dass sie einen Teil an unbekannte Interessenten weitergibt (vgl. Franzos 1893), den Rest nach 1792 an den livländischen Arzt und Schriftsteller Georg Friedrich Dumpf, der sich zusammen mit seinem Freund Karl Petersen für Lenz einsetzt und Goethes vernichtendes Urteil kor-

rigieren will. Dumpf veröffentlicht 1819 die jüngere Fassung des *Pandämonium Germanicum* – allerdings mit Fehlern und Entstellungen. Zugleich plant er eine Biographie, von der Teile handschriftlich erhalten sind.

Eine erste dreibändige Werkausgabe veranstaltet Ludwig Tieck 1828. Seine Vorarbeit beginnt 1821, indem er sich über den Studenten Ferdinand O. L. von Freymann an Gottlieb Eduard Lenz wendet, den Sohn von Friedrich David Lenz, dem ältesten Bruder des Dichters. Auf Vermittlung von Gottlieb Eduard Lenz erhält Tieck von Dumpf bereits 1821 die Texte, auf die dieser für seine Biographie glaubte verzichten zu können. Soweit die Ausgabe Unveröffentlichtes enthält, basiert sie auf Dumpfs Materialien. Tieck kennt freilich einige der zu Lebzeiten publizierten Werke Lenz' seit seiner Kindheit, worauf er auch in seiner Einleitung verweist. Als die Werkausgabe endlich erscheint, erweist sie sich leider als geprägt von Fehlern, die den Text entstellen, und anderen groben Mängeln (zur bereits im 19. Jahrhundert einsetzenden Kritik vgl. die 1857 bzw. 1861 erschienenen Ausgaben von Dorer-Egloff und Gruppe). So schreibt Tieck Texte anderer Autoren Lenz zu, wie auf Betreiben seines Verlegers Reimer Klingers Drama *Das leidende Weib*, ferner eine Rezension Häfelis von Herders *Ältester Urkunde* und eine Weinode des mit Lenz nicht verwandten Altenburger Beamten Friedrich Ludwig Lenz. Der Herausgeber erkennt auch bei einigen Gedichten Lenz' Autorschaft nicht, zum Beispiel bei *Menalk und Mopsus*, das er Merck zuordnet. Obwohl Tieck schon 1821 auf *Die Liebe auf dem Lande* aufmerksam gemacht wurde, nimmt er dieses Gedicht wie die anderen zuerst von Schiller publizierten Texte nicht in seine Ausgabe auf – vermutlich mit Rücksicht auf Goethe. Seiner Ausgabe stellt Tieck eine 139 Seiten umfassende *Einleitung* voran, in der weit weniger von Lenz als von Goethe die Rede ist. Zudem enthält dieser Text unrichtige biographische Angaben wie ein falsches Todesdatum (1780 statt 1792). Lenz wird als ein Freund Goethes vorgestellt, der „Beachtung“ nur verdiene, um dessen „großen Genius ganz zu fassen und seine Zeit und Umgebung vollständiger kennen zu lernen, als es jetzt von den meisten, selbst seinen innigsten Verehrern geschieht“ (Tieck I: I). Diese Einschätzung erklärt auch, warum der Essay in einem späteren selbständigen Nachdruck von 1848 den Titel *Goethe und seine Zeit* trägt. Ist Goethe in dem polyperspektivisch angelegten Text – er enthält Redeteile verschiedener Personen einer Gesellschaft von Freunden – zwar der zentrale Autor des Sturm und Drang, nähert sich Tieck dem eher marginalisierten Lenz doch untergründig an. Dieser wird gegen den Dichter in Weimar vorsichtig abgesetzt als einer, dessen Disharmonien zwar abschreckten, aber doch zum Nachdenken anregten und dessen Weg in den Wahnsinn als Konsequenz der „heiligen Raserei“ (Tieck I: XV) erscheint, die Dichtung immer schon sei. Trotz der offenkundigen Mängel ist das Verdienst Tiecks, Lenz' Werk zu sammeln und zugänglich zu machen, sehr hoch einzuschätzen. Vorher drohte Lenz ein vergessener Autor zu werden. Seine Werke waren kaum noch verfügbar. Die Ausgabe bleibt bis zu der von Blei 1909 maßgeblich.

Tieck besucht im Sommer 1828 Daniel Ehrenfried Stöber, den Nachlassverwalter Johann Friedrich Oberlins in Straßburg und Entdecker des Berichts *Herr L.....* über Lenz' Aufenthalt im Steintal, die wichtigste Quelle für Büchners *Lenz*-Erzählung. In der Familie Stöber bleibt die Erinnerung an Lenz' Zeit in Straßburg lebendig. Bestärkt durch Tieck beginnt sich der Sohn August Stöber mit Lenz genauer zu beschäftigen. 1831 veröffentlicht er im *Morgenblatt für gebildete Stände* einige der Briefe Lenz' an Salzmann, die er in der Straßburger Stadtbibliothek entdeckt hatte, sowie

Gedichte, die in Tiecks Edition fehlen. 1842 folgen in *Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim* weitere Briefe und Gedichte. Ganz vollständig sind die Salzmann-Briefe dann in dem Band *Der Aktuar Salzmann* (1853) enthalten. Martin (2002a: 139 ff.) legt dar, wie Stöber in seinen Lenz-Studien die von Tieck bereits formulierte These der Liebesmelancholie als Ursache für den ‚Wahnsinn‘ Lenz‘ auf Friederike Brion bezieht – ein wesentlicher Antrieb für seine Lenz-Studien. Die Originale der Salzmann-Briefe gehen bei der Besetzung Straßburgs 1870 in Flammen auf.

1835 zeichnet der Student Heinrich Kruse bei einem Besuch bei Friederikes jüngerer Schwester Sophie elf Gedichte aus dort vorhandenen Handschriften auf. Die Goethe-Philologie ordnet sie gleich diesem Autor zu, obwohl er selbst nur zwei (*Kleine Blumen, kleine Blätter, Es schlug mein Herz*) in seine Sammlung aufgenommen hatte. Seit Ende des 19. Jahrhunderts ist mit biographischen, textphilologischen und ästhetischen Argumenten ein heftiger Streit um die Verfasserschaft geführt worden, als dessen Ergebnis heute in der Regel die Gedichte *Nun sitzt der Ritter an dem Ort, Ach, bist du fort?, Wo bist du itzt, mein unvergesslich Mädchen* und *Dir, Himmel, wächst er ... entgegen* als lenzisch gelten. Nach Dwenger ist *Erwache Friederike* zur Hälfte von Goethe und von Lenz. Von letzterem stammen die Strophen 2, 4 und 5 (vgl. dazu Schröder 1905, *Luserke 1999: 50–66).

Nach Dumpfs Tod gelangen über dessen Sohn Teile des Lenz-Nachlasses, unter anderem die fragmentarische Biographie, an Tieck, der eine zweite Auflage der Werkausgabe überlegt, die aber nicht mehr zustande kommt. Einige Texte, die Dumpf noch besaß, zum Beispiel die ersten beiden Akte des frühen religiösen Dramas *Dina und Sichem*, müssen heute als verloren gelten. Nach Tiecks Tod 1853 erhält der Biograph des Autors, Ernst Rudolf Köpke, die Materialien. Dieser ordnet die Handschriften neu, wenn auch zum Teil nach nur oberflächlicher Einsichtnahme. Nach seinem Tod 1870 werden die Lenziana aufgrund einer Verfügung Köpkes an den livländischen Gutsbesitzer, Schriftsteller und späteren Dozenten und Professor Jégor von Sivers weitergegeben. In Livland ist die Erinnerung an den Dichter Lenz nach Dumpfs Tod ohnehin lebendig geblieben. Davon profitiert auch die Editionsgeschichte. Der Professor für Geschichte und Geographie an der Universität Dorpat, Karl Ludwig Blum, gibt 1842 Lenz‘ erstes Theaterstück *Der verwundete Bräutigam* heraus. Sivers kann dagegen seinen Plan einer Biographie nur partiell (*Vier Beiträge zu seiner Biographie und zur Literaturgeschichte seiner Zeit*, 1879) und den einer Edition gar nicht verwirklichen (vgl. dazu Markert 2000). Seine Unterlagen gelangen nach seinem Tod 1879 an den Germanisten Karl Weinhold und nach dessen Tod in die Königliche Bibliothek in Berlin. Gleiches gilt für Sivers‘ Entwurf einer Briefausgabe, deren Material dann Karl Freye und Wolfgang Stammer für ihre *Briefe von und an J. M. R. Lenz* (1918) nutzen. Sivers gelangt 1862 aus dem Besitz des Rigaer Superintendenten von Livland, Ferdinand Walter, auch an die übrigen Lenz-Materialien Dumpfs, deren Ankauf durch die Rigaer Stadtbibliothek er vermittelt (vgl. zu diesem Inventar Müller II: 174). Heute liegen diese Materialien in der Latvijas Akadēmiskā Bibliotēka.

Ferner sammelt Wendelin Freiherr von Maltzahn ab 1845 Lenziana. Er gelangt auch in den Besitz eines Teils der Handschriften Köpkes, zum Beispiel der *Soldaten* und des *Pandämonium*. Nach seinem Tod 1889 kommt seine Sammlung wie die von Dumpf/Köpke/Sivers in die Königliche Bibliothek in Berlin. Weinhold erhält nur Abschriften.

Ferner sammeln der Schweizer Literaturhistoriker, Dichter und Privatlehrer Eduard Dorer-Egloff und der Berliner Autor Otto F. Gruppe Lenz-Texte. Dorer-Egloff publiziert 1857 eine Edition, die einige der Irrtümer Tiecks korrigiert und die unter anderem von diesem nicht berücksichtigte Texte, die Schiller mit Zustimmung Goethes veröffentlicht hatte, aufnimmt, ferner in der Werkausgabe fehlende Aufsätze, sowie einige Briefe. Gruppe fügt in seine im Gegensatz zur damals etablierten Literaturwissenschaft hoch anerkennende Würdigung von Lenz' *Leben und Werken* (1861) eine Reihe von Texten ein, vor allem Gedichte. Gruppe möchte „in möglichst weiten Kreisen eine bessere, gerechtere Schätzung des Dichters“ herbeiführen (Gruppe 1861: XII) und fordert „die öffentliche Aufstellung der Statue des Dichters in der ‚Metropole der Wissenschaft‘“ (ebd.: 388) – ein Wunsch, der noch lange unerfüllt bleibt. Die philologischen Unkorrektheiten, aber auch die moralische und ästhetische Aufwertung des Dichters führen bereits 1861 zu einer heftigen Kritik des Goetheaners Heinrich Düntzer.

Im Zeitalter des Positivismus bewirkt die Kanonisierung Goethes immerhin eine Sicherung und Edition von Texten Lenz'. Lenz gilt jedoch als ein gegenüber Goethe deutlich nachrangiger Autor des Sturm und Drang. Die eher negative Bewertung des Autors und die Nichtbeachtung der ästhetischen Qualität seiner Werke schränken die Benutzbarkeit der Editionen ein, vor allem der in ihnen enthaltenen Kommentare. Die späten Schriften Lenz' verfallen ohnehin dem weitverbreiteten Verdikt der Pathologie des Autors und werden gar nicht oder unvollständig ediert. Um Lenz macht sich vor allem Karl Weinhold, Professor in Breslau, später Berlin, verdient, der sich auf sein umfangreiches Lenz-Archiv stützen kann. Auch für Weinhold spielen die künstlerische Eigenart und Qualität der Texte keine zentrale Rolle. Weinhold gibt 1884 den *Dramatischen Nachlass* heraus, basierend auf den von Sivers überlieferten Handschriften. Die Ausgabe enthält die erste Fassung der Plautus-Übersetzungen mit der Vorrede, ferner die Dramenfragmente und Varianten zu von Lenz bereits publizierten Dramen. 1889 gibt Weinhold die *Moralische Bekehrung eines Poeten* heraus, 1891 die *Gedichte* „mit Benutzung des Nachlasses Wendelins von Maltzahn“. Weinholds Editionen gelten bis heute trotz der Voreingenommenheit des Autors bis auf Kritik an Lesefehlern als recht zuverlässig. Allerdings verändert Weinhold Lenz' eigenwillige Zeichensetzung grundlegend. Erich Schmidt, ab 1887 Professor in Berlin, der bereits als Fünfundzwanzigjähriger das Büchlein *Lenz und Klinger* (1878) veröffentlicht hatte, gibt 1896 nach den Handschriften die jüngere Fassung des *Pandämonium Germanicum* heraus mit den nahezu vollständigen Varianten der älteren. Eine synoptische Edition beider handschriftlichen Fassungen gibt erst 1993 Weiß heraus. (Dieser weist auch nach, dass in den meisten früheren Editionen der Titel falsch überliefert ist: Er schreibt sich *Pandämonium Germanikum*.) Eine historisch-kritische Edition des *Pandämoniums* müsste zusätzlich die beiden Abschriften des *Pandämoniums* berücksichtigen, die im Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv liegen und die sich in Details von den publizierten Fassungen unterscheiden (vgl. Kaserer 2015). 1901 beschreibt Erich Schmidt die *Lenziana* in der Königlichen Bibliothek und druckt einen Teil davon – Briefe und wenige Essays – ab, den Weinhold nicht berücksichtigt hatte. 1902 gibt Schmidt die *Vertheidigung des Herrn Wieland gegen die Wolken von dem Verfasser der Wolken* heraus. 1908 ediert Theodor Friedrich auf Grund der Handschriften und des Erstdruckes die *Anmerkungen übers Theater*. 1913 ediert Karl Freye die Schrift *Über die Soldatenehen*. Freye macht sich mit Stammler

um die Briefe Lenz' verdient. Den Plan einer Briefausgabe hatte schon Jégor von Sivers. Fritz Waldmann hatte 1894 seinen *Lenz in Briefen* veröffentlicht. Diese Edition enthält oft recht willkürlich ausgewählte Ausschnitte aus Briefen von und an Lenz. Eine „philologisch genaue Wiedergabe mit textkritischer Akribie“ wird nicht angestrebt, auch die „ursprüngliche, äußerst buntscheckige Orthographie“ wird normalisiert (Waldmann: Vorbemerkung). 1918 veröffentlichen Freye und Stammler dann ihre bis auf Details zuverlässige Briefausgabe, wobei die Texte an den Handschriften, soweit vorhanden, überprüft wurden. Leider fehlen viele Briefe aus der Moskauer Zeit oder sie werden unvollständig wiedergegeben, um Lenz' Peinlichkeiten zu ersparen. Ebenfalls 1918 veröffentlicht Ludwig Schmitz-Kallenberg die „verloren geglaubte[n]“ *Briefe über die Moralität der Leiden des jungen Werthers*. Die Bemühungen der Universitätsgermanistik um korrekte Texte Lenz' zeigen, dass die Beschäftigung mit diesem in der Wissenschaft zulässig ist und als der Reputation, gegebenenfalls auch der Karriere des Forschers nicht schädlich eingeschätzt wird. Dies bedeutet aber nicht, dass die Editoren ein persönliches Interesse an dem Werk hätten und dass der Autor grundsätzlich an Anerkennung in der Wissenschaft gewönne.

Gegen diese allgemeine Abwertung gerichtet ist die ‚Mystifikation‘ *Reinhold Lenz. Lyrisches aus dem Nachlaß, aufgefunden von Karl Ludwig* (1884). Der überwiegende Teil der Gedichte stammt nicht von Lenz, sondern von dem wahren Verfasser der Schrift, dem Autor und Mitherausgeber der *Modernen Dichter-Charaktere* Wilhelm Arent, der mit der Fälschung, die er später selbst aufdeckt, aus einer intensiven persönlichen Identifikation heraus ein Zeichen für Lenz setzen und die auf diesen Autor herabschauende Wissenschaft provozieren will, was ihm, wenn man die zornigen Reaktionen zum Beispiel Zarnckes 1885 und Schmidts bedenkt, auch gelingt. Letzterer nennt in der Beilage der *Münchener Allgemeinen* vom 18. Oktober 1884 Arent einen „Gassenjungen“, der „Kot gegen die Sterne“ zu werfen versuche (zu Arent vgl. Martin 2002a: 321–465).

1909 ist für die Lenz-Rezeption ein besonders wichtiges Jahr. Die Gründe dafür liegen außerhalb der universitären Wissenschaft. Das Eintreten der Naturalisten (vgl. dazu ebd.: 277–536) und zum Teil auch der Expressionisten für Lenz wirkt sich positiv aus. Seine Werke werden wie die Büchners entdeckt und diskutiert. Büchner- und Lenz-Rezeption verschränken sich. Nicht nur publiziert der Schriftsteller Erich Oesterheld eine Sammlung von *Gedichten*, sondern es erscheinen gleich zwei Werkausgaben. Die *Gesammelten Schriften*, herausgegeben von dem späteren Finnougristen Ernst Lewy, haben Wedekind angeregt, der auch mit der Arbeit begonnen hatte. Es handelt sich um eine Liebhaberausgabe, was schon die radikal modernisierte Orthographie und Interpunktion zeigen. Der Wortlaut der Texte ist nicht immer zuverlässig. Anmerkungen fehlen. Ungleich wichtiger für die Lenz-Rezeption ist die Ausgabe des österreichischen, in München lebenden Schriftstellers, Kritikers und Übersetzers Franz Blei. Sie ist bis zur Ausgabe Damms von 1987 die wichtigste Grundlage für die Lenz-Forschung und bleibt bis heute unverzichtbar, weil sie 26 Einzeltexte, vorwiegend aus dem Spätwerk veröffentlicht, die bei Damm fehlen. Einige davon sind allerdings inzwischen ediert, vor allem von Tommek (2007). Band 1 enthält die Gedichte und einige Dramen, Band 2 und 3 die Dramen, Band 4 die Essays, Band 5 die Prosatexte und einige Briefe sowie ein Regestenverzeichnis. Fälschlich gibt Blei in Band 4 Lichtenbergs *Einige Umstände von Kapitän Cook* als

einen Lenz-Text wieder. Bleis Textversionen sind nicht immer korrekt, sie fußen zum Teil nicht auf den damals zuverlässigsten Editionen und ihm unterlaufen eklatante Lesefehler beim Abgleich der Handschriften, wie zum Beispiel Matthias Luserke (1997b) nachweist. Die Edition des *Pandämonium Germanikum* verwechselt die ältere mit der jüngeren Handschrift. Die Wiedergabe der älteren Handschrift ist unzuverlässig. Erst Titel/Haug und Damm drucken diese mit richtiger Angabe, aber immer noch mit Lesefehlern. Problematisch bleibt auch, dass Blei generell in den Lautstand eingreift und Interpunktion und Orthographie modernisiert. Dies hängt damit zusammen, dass Blei in bewusster Abgrenzung zur damaligen Wissenschaft eine Leseausgabe anstrebt, die ein breiteres Publikum erreichen soll. „Was den Lenz betrifft, Schreiber des Briefes sagt, daß man froh sei, die Werke zu haben und nun lesen zu können – mehr als das zu geben, mit dem Allernötigsten an Anmerkungen, war nie meine Absicht, da ich diese sogenannte Wissenschaftlichkeit durchaus perhorresziere. Die Dichter sind nicht für die 27 Literaturprofessoren als gelehrte Angelegenheit da“ (Blei an Georg Müller, undatiert, 1911; zit. nach Mitterbauer 2003: 112). 1909 veröffentlicht auch der Privatdozent Matvej N. Rozanov seine bis heute unverzichtbare Lenz-Biographie auf Deutsch (auf Russisch schon 1901). Sie enthält im Anhang Materialien aus den Bibliotheken in Riga und Berlin.

Nach dem Ersten Weltkrieg gibt es kaum noch Lenz-Editionen. Otto von Petersen veröffentlicht 1924 in seiner Dissertation den zuerst 1782 im *Liefländischen Magazin zur Lektüre* anonym publizierten Text *Myrsa Polagi oder Die Irrgärten*. Seine Beweisführung, dass dieses Stück von Lenz sei, wird 1964 von Karl S. Guthke unterstützt, der den Text erneut veröffentlicht. 1930 ediert Johannes H. Müller Lenz' *Coriolan*-Fragment in gegenüber Blei revidierter Fassung.

Im Zweiten Weltkrieg wird die Sammlung Maltzahn nach Tübingen ausgelagert. Inzwischen ist sie als Teil der Stiftung Preußischer Kulturbesitz in der Berliner Staatsbibliothek. Die Sivers-Weinholdsche Sammlung wird nach Schloss Fürstenstein, danach ins Kloster Grüssau (beides Niederschlesien) ausgelagert und befindet sich heute in der Biblioteka Jagiellońska in Kraków (Verzeichnis der Lenziana in Kraków in: Weinert 2003). Ein vollständiger Katalog aller Berliner Lenziana befindet sich in der Staatsbibliothek Berlin.

In den 1940er bis frühen 1960er Jahren bleibt das Interesse an Lenz in der Wissenschaft eher gering. Neue Editionen gibt es nicht, bis auf die *Expositio ad hominem*, die Élisabeth Genton 1962 publiziert, dann 1996 Wolfgang Albrecht und Ulrich Kaufmann in historisch-kritischer Edition mit Faksimile veröffentlichen. Außerdem kommt nach dem Zweiten Weltkrieg die Plautus-Bearbeitung *Die Algierer* ans Licht, die in der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek lagert. Richard Daunicht, der bereits 1943 die Studie *Lenz und Wieland* veröffentlicht hatte und seitdem Lenziana sammelte, wollte sie edieren, dies geschieht aber erst durch Luserke/Weiß (1991b).

1966/1967 erscheint endlich wieder eine Werkedition. Wie das Nachwort Hans Mayers belegt, ist sie eine Folge des von Brechts *Hofmeister*-Bearbeitung ausgehenden Interesses an Lenz als Autor antiaristotelisch strukturierter Dramen, die als Alternative zur Klassik gelten können. Die Herausgeber Britta Titel und Hellmut Haug bemühen sich um einen Standardtext, der „dem Leser die Gelegenheit“ biete zur „Entdeckung des weithin vergessenen Werks“ und dem „Studierenden [...] einen originalgetreuen Text“ (Titel/Haug: 7). Band 1 enthält *Die Landplagen*, Gedichte

und Essays, Band 2 die Dramen und dramatischen Fragmente. Der Lautstand der Originale ist grundsätzlich bewahrt, allerdings wird eine „sinnstörende“ Zeichensetzung verändert (Titel/Haug: 581). Die Ausgabe folgt den Erstdrucken und, soweit für die Herausgeber erreichbar, den Handschriften. Einzelne Irrtümer von Weinhold und Blei werden ausgewiesen und korrigiert. Varianten von Texten werden im Anmerkungsteil verzeichnet, wenn auch nicht vollständig. Die Anmerkungen erläutern einzelne Textstellen; zu den Texten wird auch auf die dokumentierte Entstehungs- und Wirkungsgeschichte eingegangen. Zwar übertrifft die Ausgabe die von Blei an Zuverlässigkeit deutlich, doch bleibt sie hinsichtlich der Vollständigkeit hinter dieser weit zurück. Es fehlen die wichtigsten Erzählungen, ein Teil der Plautus-Übersetzungen, auch deren erste Fassungen, die erste Fassung des *Hofmeisters* (trotz der Ankündigung im Vorwort nur Textproben!), ein Teil der Essays und Dramenfragmente, sowie das Spätwerk. Entsprechend kann die an sich philologisch sorgfältige, von heute aus gesehen allerdings auch von Lesefehlern nicht freie Edition dem seit Ende der 1960er Jahre deutlich steigenden Interesse an Lenz schon bald nicht mehr genügen. Es überrascht, dass Haug in seiner Edition der Gedichte bei Reclam 1968 zum Teil andere Fassungen abdruckt, ohne auf die Abweichungen von der Werkausgabe hinzuweisen.

Daunichts zuverlässige und gut kommentierte Ausgabe von 1967 ist über Band 1 nicht hinausgekommen. Sein Band enthält auch Texte, die bei Titel/Haug fehlen: *Der verwundete Bräutigam*, alle Plautus-Bearbeitungen, *Der Hofmeister* und die Schlusszene des *Neuen Menoza* in einer früheren Fassung. In der schmalen Auswahl *Werke und Schriften* im Rahmen der Reihe „Texte deutscher Literatur 1500–1800“ ediert Daunicht 1970 unter anderem die *Meynungen eines Layen* und liefert damit einen im Vergleich zu Blei zuverlässigen Text.

Sigrid Damm, die Verfasserin der großen Lenz-Biographie *Vögel, die verkünden Land* (1985), veröffentlicht 1987 eine dreibändige Werkausgabe im Insel Verlag (Leipzig) und im Carl Hanser Verlag. Der erste Band versammelt die Dramen, dramatischen Fragmente und die Übersetzungen von Stücken Shakespeares. Der zweite Band enthält die Plautus-Übersetzungen – auch die erhaltenen ersten Fassungen – und das erzählerische Werk. Im dritten Band findet der Leser die Gedichte und die Briefe von Lenz und in Auswahl an Lenz. Als Textgrundlage dienen die Erstdrucke bzw. andere Editionen (Weinhold, Blei, Titel/Haug, Daunicht). Ferner werden, soweit möglich und erforderlich, die Handschriften in Berlin, Weimar, Riga und Kraków hinzugezogen. Gegenüber Weinhold wird die ursprüngliche Interpunktion in den Texten wiederhergestellt. Bei einem Drittel der Gedichte fußt der Text auf den Handschriften, ansonsten auf den Erstdrucken oder Neudrucken. Die Brieftexte folgen der Ausgabe von Freye/Stammler, allerdings korrigiert nach Kontrolle der Handschriften, soweit diese erhalten sind. Seitdem neu gefundene und edierte Briefe werden eingefügt. Jeder der drei Bände enthält einen Anhang zur Entstehung und Wirkung der betreffenden Texte und mit erläuternden Anmerkungen zu einzelnen Textstellen, Band 3 überdies ein kommentiertes Personen- und Werkregister und einen Essay der Herausgeberin.

Sigrid Damm sieht ihre Edition als einen „notwendigen und anstrengenden Liebesdienst“ an. „Es ist eine Leseausgabe“, die den Autor zu entdecken helfen möchte (Damm 2010: 26). Der Erfolg dieser Ausgabe, die bis heute maßgeblich ist, zeigt, dass dieses Ziel erreicht wurde. Doch so verdienstvoll die Edition ist, sie lässt den

Forscher in einigen Punkten unbefriedigt. So fehlen Texte, vor allem aus dem Spätwerk, auch solche, die schon bei Blei oder anderen ediert waren (vgl. die Zusammenstellung bei Scholz 1990). Die „verwirrten Briefe der Moskauer Zeit“ (Damm III: 770) erscheinen nicht in vollem Wortlaut. Die in livländischen Zeitschriften erschienenen Texte, bei denen die Verfasserschaft nicht immer klar ist, fehlen. Bei der *Coriolan*-Edition folgt Damm unglücklicherweise Blei und nicht Johannes H. Müller. Die Ausgabe enthält nicht alle Gedichte – zum Beispiel nicht das *Lied eines schiffbrüchigen Europäers*. Die Gedichtfassungen sind nicht immer zuverlässig oder es fehlen Varianten (vgl. dazu die Kritik von Vonhoff 1990a). Den Erfordernissen einer historisch-kritischen Ausgabe konnte und wollte Damm mit guten Gründen nicht entsprechen. Fast erreicht ist deren Standard in der *Hofmeister*-Ausgabe von Kohlenbach (1986). Dieser stellt dem Erstdruck, dem die Lenz-Ausgaben folgen, die Handschrift gegenüber, die deutliche Abweichungen zeigt. Damm gibt die Erstfassung nur in Ausschnitten.

Vonhoffs Arbeit *Subjektkonstitution in der Lyrik von J. M. R. Lenz* (1990a), die eine „Auswahl neu herausgegebener Gedichte“ enthält, präsentiert nur einen Teil der Lyrik. Auch an seinen Fassungen gibt es Kritik (vgl. dazu Weinert 2003a). Die von Weinert angekündigte historisch-kritische Ausgabe der Gedichte ist leider bis heute nicht erschienen. Entsprechend sind nicht alle handschriftlich erhaltenen Gedichte Lenz’ ediert und die Editionen bieten oft unterschiedliche Fassungen.

Dies gilt auch für die drei Leseausgaben, die im 200. Todesjahr des Autors 1992 erscheinen: Müller/Stötzer, Lauer und Voit. Ihre Versionen der Gedichte weichen zum Teil voneinander ab und partiell auch von Damm. Dies gilt, obwohl vor allem die letzten beiden sich sehr wohl um philologische Sorgfalt bemühen. Alle drei Editionen erreichen bei weitem nicht den Umfang von Damm.

Das wachsende Interesse an Lenz zeigt sich seit Mitte der 1980er Jahre auch in Editionen unbekannter, nur handschriftlich vorhandener oder verschollener Texte. 1985 veröffentlicht Werner H. Preuß *Drei unbekannte poetische Werke von J. M. R. Lenz*, die Elegie *Ernstvoll – in Dunkel gehüllt*, die Posse *Der Tod der Dido* und den Lukianischen Dialog *Der Arme kömmt zuletzt eben doch so weit*. Eine Sensation bildet der Fund der völlig unbekanntes *Carrikatur einer Prosopée* mit dem Titel *Belinde und der Tod* (1988). 1993 ediert Weiß im *Lenz-Jahrbuch* noch nicht publizierte Fragmente von Entwürfen zum *Waldbruder*, 1994 den *Catechismus*. Eine positive Überraschung bildet dann Weiß’ Fund der *Philosophischen Vorlesungen für empfindsame Seelen* von 1780 (Faksimiledruck 1994), mit dem diese erstmals in vollständiger Fassung bekannt und editorische Irrtümer in der Zuordnung von Textteilen korrigiert werden. So war der *Catechismus* von Blei, der ihn fast vollständig, aber unzuverlässig präsentiert, fälschlich den „Supplementen“ der *Vorlesungen* zugeordnet worden. Rozanov hatte einen Teil dieses Textes unter dem Titel *Meine Lebensregeln* gedruckt, Damm nimmt ihn unter diesem Titel in ihre Edition auf – ein Beispiel für die Verwirrung bei der Edition von Lenz-Texten, welche die Notwendigkeit einer historisch-kritischen Ausgabe unterstreicht. Die *Bittschrift eines Liguriers an den Adel von Ligurien*, ohne Verfasserangabe erschienen 1776 im *Teutschen Merkur*, hat bereits Richard Daunicht in seiner Dissertation *J. M. R. Lenz und Wieland* (1942) Lenz zugeordnet. Heinrich Bosse veröffentlicht sie 2012 mit Kommentar und Interpretation.

Der Fall des Eisernen Vorhangs wirkt sich auf die Editions-geschichte Lenz’ sehr positiv aus, weil nun die Archive im Osten zugänglich sind. Die schmerzlichsten

Lücken in Damms Werkausgabe können so geschlossen werden. David Hill konzentriert sich auf die Schriften im Umkreis von *Über die Soldatenehen*. 1994 veröffentlicht er *Die Arbeiten zu den Soldatenehen. Ein Bericht über die Krakauer Handschriften*, 1995 Lenz' *Avantpropos zu den ‚Soldatenehen‘* und *Lettre d'un soldat Alsacien a S Excellence Mr le Comte de St. Germain sur la retenue de la paye des Invalides*. 2007 veröffentlichen Hill und Elystan Griffiths *Schriften zur Sozialreform. Das Berkaer Projekt*. Es handelt sich um Handschriften in fragmentarischer Form (Notizen, Exzerpte, Entwürfe, Berechnungen u. a.) in Zusammenhang mit Lenz' Projekt zur Reform des Militärs, das einen der Gründe für die Verstimmung und den späteren Bruch zwischen Lenz und Goethe 1776 in Weimar bildet. Das sehr umfangreiche Konvolut der Handschriften befindet sich heute überwiegend in Kraków, zum geringeren Teil auch in Riga und Berlin. Die historisch-kritische Ausgabe versucht einerseits dem Arbeitsprozess Lenz' gerecht zu werden, andererseits aber auch eine Lesbarkeit zu gewährleisten. Besonders die vielen Korrekturen in den Texten und die zahlreichen kurzen Fragmente, deren Beziehung zueinander nicht immer klar ist, haben die Edition erschwert, abgesehen von den enormen Problemen der Transkription der oft flüchtigen und kaum lesbaren Handschrift. Die Ausgabe behält die Einteilung der Handschriften, wie sie in den Archiven, vor allem in Kraków gegeben ist, bei. Keine andere Anordnungsweise „beim gegenwärtigen Wissensstand eine größere Authentizität“ auf, zumal nicht ausgeschlossen werden könne, dass „die Anordnung“ – trotz der Eingriffe unter anderem Köpkes – „zum Teil“ noch „von Lenz“ stamme (Griffiths/Hill II: 487). Die Herausgeber geben in Band 2, 492 ff. über ihre Editionsprinzipien ausführlich Auskunft. Die Texte werden in recte wiedergegeben, ohne Normalisierung. Über den Zustand der Handschriften und über die Eingriffe der Herausgeber bei der Publikation wird ausführlich Auskunft erteilt. Die Einteilung in Haupt- und Nebentexte erleichtert dem Leser die Orientierung. Sehr nützlich sind die Hilfen und historischen Informationen der Herausgeber zu den Texten, die sie oft überhaupt erst erschließen. Hier enthalten sich die Herausgeber einer Deutung. Ihre Bewertung und historische Einordnung des Projekts nehmen sie in einer ausführlichen Einleitung zu Band 2 vor. Die Ausgabe erlaubt erstmalig einen Überblick über das für Lenz zentrale Vorhaben. Sie wird die Diskussion über den Stellenwert der Vorschläge vorantreiben, sei es dass man sie als subjektiv, exzentrisch und/oder Frauen disziplinierend, als revolutionär, weil auf die Französische Revolution vorausweisend, oder als Stütze des absolutistischen Staates einordnet (→ 2.6 DIE BERKAER SCHRIFTEN). Mit der Edition von Hill und Griffiths sind allerdings längst nicht alle Texte aus dem in Kraków liegenden Nachlass publiziert (vgl. das von Gesa Weinert angefertigte Verzeichnis der Lenziana in Kraków: Weinert 2003b).

Die Bemühungen der Forschung gelten auch dem überwiegend in Moskau entstandenen Spätwerk. Heribert Tommek's unglücklicher Behauptung (Tommek II: 1), Lenz in Moskau werde immer noch ein Verharren im Pathologischen unterstellt, was die Annäherung an seine Texte erschwere, die sich einem auf das Literarische fixierten Dichterbild entzögen, steht das schon vor seiner Edition wachsende Interesse am Autor gegenüber. Festzuhalten ist, dass die Moskauer Schriften wie die des Berkaer Projekts ein Selbstverständnis als Autor belegen, das literarische, kritische und gesellschaftspolitische Aktivitäten nicht voneinander trennt. 1992 ediert Weiß die *Abgezwungene Selbstvertheidigung*, 1996 Daum den *Lettre adressée, à quelques officiers de la commission hydraulique de la communication d'eau*, allerdings, wie Tommek

2007 feststellt, mit Lesefehlern. Elke Meinzer publiziert im gleichen Jahr erstmals nach Tieck und Blei den wichtigen Prosatext *Ueber Delikatesse der Empfindung* zuverlässig mit einem umfangreichen Kommentar und einer Interpretation. Martin und Vering veröffentlichen im *Büchner-Jahrbuch* 1995–1999 die *Vergleichung der Gegend um das Landhaus des Grafen mit dem berühmten Steinthal*. 2007 erscheinen dann die *Moskauer Schriften* in zwei Bänden, herausgegeben und kommentiert von Tommek. Diese historisch-kritische Ausgabe umfasst nach heutigem Kenntnisstand alle in Moskau entstandenen Texte: Gedichte, dramatische Fragmente, Prosa, Essays und Projektentwürfe sowie die im Vergleich zu Damm vollständigen Briefe von Lenz. Eine Ausnahme bildet die gedruckte Übersetzung von Pleščeevs *Übersicht des Russischen Reichs* (1787), die Weiß bereits 1992 in Faksimile ediert hat. Die Basis der Edition bilden die Lenz-Nachlässe in Riga, Kraków und Berlin, wobei die Moskauer Schriften ein Konvolut von ca. 320 Handschriftenseiten und 29 Abbildungen umfassen. Im Falle des Fehlens einer Handschrift wird auf den Erstdruck zurückgegriffen. Orthographie und Zeichensetzung entsprechen den Handschriften. Textvarianten werden im Kommentarband (Band 2) wiedergegeben – außer sie sind gleichwertig zur Erstversion. Der kritische Apparat zur Textkonstitution wird in Fußnoten zu den jeweiligen Textstellen wiedergegeben. Nützlich und für den Leser unerlässlich ist der ausführliche Kommentar zu einzelnen Textstellen wie auch zur Entstehung der Texte, ihrer Stellung im jeweiligen Diskurs, zu Textstruktur, -thema und -inhalt. Den Textkommentaren vorangestellt ist eine ausführliche Einleitung, die Lenz' Aktivitäten einordnet in die kulturelle und gesellschaftliche Entwicklung Russlands zur Zeit seines Aufenthaltes. Sehr nützlich ist auch das umfangreiche und kommentierte Glossar zu den zentralen Motiven, Symbolen und Paradigmen der Moskauer Schriften. Es beruht auf der Ausgangsthese, dass sich diese Texte als ein „Netz besonderer Ausdrucksformen“ (Tommek II: 723) lesen lassen. Tommek unterscheidet symbolstrukturelle Hauptachsen, ‚Handlungsparadigmen‘, ‚Akteure‘, ‚Geistesarbeit‘, ‚Mensch und horizontale Arbeitsteilung‘ sowie ‚alltagskulturelle Zeichen‘. Vermutlich wird dieses Glossar, das auf einer hermeneutischen Annäherung an die Texte beruht, noch Diskussionen auslösen. Nützlich ist (wie auch bei Griffiths/Hill) das ausführlich erläuterte Personenregister. Die Edition der Schriften ist ein großer Gewinn, da sie erstmals einen zuverlässigen Überblick über Lenz' vielfältige Aktivitäten in Moskau erlaubt und auch die von Tommek unterstellte ‚Fremdheit‘ der Texte aufhebt (vgl. dazu → 2.7 MOSKAUER SCHRIFTEN). Sowohl Griffiths/Hill als auch Tommek's Edition sind für den heutigen Lenz-Forscher eine unverzichtbare Lektüre, wenn er sich einen Überblick über die Reichweite der Ideen und Aktivitäten des Autors verschaffen will und sie müssen, wie Luserke-Jaqui im *Lenz-Jahrbuch* 13–14 ausgeführt hat, als „Pflichtanschaffung für jede wissenschaftliche Bibliothek“ gelten (Luserke-Jaqui 2004–2007: 365). Die Editionen bieten zudem viele Möglichkeiten für anschließende Forschungsarbeiten.

Abschließend sei zusammengefasst, dass Lenz' Aufstieg zum anerkannten Autor und relevanten Forschungsobjekt Folgen hatte für die Edition seiner Werke. Sie sind heute bis auf wenige Ausnahmen greifbar, zum Teil aber sehr verstreut ediert. Außerdem wurden zentrale als verschollen geltende Werke wie die *Philosophischen Vorlesungen* aufgefunden. Die Autorschaft mancher Werke ist allerdings nicht abschließend geklärt. Insbesondere bei den Gedichten bleibt zusätzlich das Problem unterschiedlicher Fassungen auch in den erhältlichen Editionen. Es gibt nicht unbe-

dingt einen Konsens über die handschriftliche Version, wenn diese überhaupt ediert ist. Bei anderen Texten muss man sich die verschiedenen Fassungen mühsam aus verschiedenen Editionen zusammensuchen. Nicht immer sind deren Texte ganz zuverlässig. Eine historisch-kritische Ausgabe bleibt also ein dringendes Desiderat. Sie kann nur in einer Zusammenarbeit der Lenz-Forscher zustande kommen.

Weiterführende Literatur

Goethe, Johann Wolfgang: *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe*. Hg. v. Karl Richter in Zusammenarbeit mit Herbert G. Göpfert, Norbert Miller u. Gerhard Sauder. Bd. 16: *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit*. Hg. v. Dieter Sprenkel. München 1985.

Luserke, Matthias: *Der junge Goethe. „Ich weis nicht warum ich Narr soviel schreibe“*. Göttingen 1999.

2. Werke

2.1 Dramen und Dramenfragmente

Julia Freytag

| | |
|---|-----|
| 1. Lenz' Dramenästhetik | 47 |
| 2. Dramen | 51 |
| <i>Der verwundete Bräutigam</i> | 51 |
| <i>Der Hofmeister oder Vorteile der Privaterziehung</i> | 55 |
| <i>Der neue Menoza oder Geschichte des cumbanischen Prinzen Tandj</i> | 62 |
| <i>Die Soldaten</i> | 69 |
| <i>Pandämonium Germanikum</i> | 78 |
| <i>Die Freunde machen den Philosophen</i> | 83 |
| <i>Der Engländer</i> | 87 |
| <i>Die beiden Alten</i> | 92 |
| <i>Die Sizilianische Vesper</i> | 94 |
| <i>Myrsa Polagi oder Die Irrgärten</i> | 97 |
| 3. Fragmente | 100 |
| <i>Catharina von Siena</i> | 100 |
| <i>Die Kleinen</i> | 107 |
| <i>Der tugendhafte Taugenichts</i> | 109 |
| <i>Henriette von Waldeck [oder] Die Laube</i> | 113 |
| <i>Cato</i> | 115 |
| <i>Die alte Jungfer</i> | 116 |
| <i>Zum Weinen oder Weil ihrs so haben wollt</i> | 118 |
| <i>Graf Heinrich. Eine Haupt- und Staatsaktion</i> | 120 |
| <i>Die Familie der Projektentmacher</i> | 121 |
| <i>Magisters Lieschen</i> | 123 |
| <i>[Caroline]</i> | 124 |
| <i>[Die Baccalaurer]</i> | 124 |
| <i>Fragment aus einer Farce die Höllenrichter genannt</i> | 124 |
| <i>[Ein Lustspiel in Alexandrinern]</i> | 126 |
| 4. Einakter und weitere dramatische Texte | 127 |

1. Lenz' Dramenästhetik

Lenz' Dramentexte beeinflussen die deutschsprachige Dramatik über Büchner und Brecht bis in die Moderne. Die Auseinandersetzung mit Komödie und Tragödie und deren Spielarten, die Schreibweisen des Satirischen und Grotesken, die modern anmutende Sprache weisen literaturgeschichtlich über seine Zeit hinaus. Lenz' *Anmerkungen übers Theater* (1774) gelten neben Herders *Shakespear* (1773) und Goethes *Zum Schakespears Tag* (1771) als eine der wesentlichen programmatischen Schriften des Sturm und Drang und sind das „Dokument einer tastenden Selbstvergewisserung des Autors bezüglich einer neuen Dramenform“ (Winter 2000a: 56; vgl. auch → 2.4 THEORETISCHE SCHRIFTEN: ANMERKUNGEN ÜBERS THEATER). In der kritischen Lektüre von Aristoteles' *Poetik* denkt Lenz die Gattungen Tragödie und Komödie neu. Seine Kritik richtet sich in erster Linie auf Aristoteles' Definition der Tragödie als

„Nachahmung einer *Handlung*“ (*Anmerkungen übers Theater*, Damm II: 650, Hervorh. im Orig.). Aristoteles' Trennung von Charakter und Handlung in dem Sinne, dass die „Begebenheiten [...] der Endzweck der Tragödie“ (ebd.: 652) sind, hat für Lenz keinen Bestand mehr, da in seiner Gegenwart weder die Götter noch die Anerkennung der „Gewalt des Schicksals“ (ebd.: 667) wie in der Antike eine Rolle spielen. In Umkehrung der aristotelischen Definition stellt Lenz für die Tragödie den Charakter ins Zentrum und zielt damit zugleich auf eine neue Konzeption der Komödie: „Die Hauptempfindung in der Komödie ist immer die Begebenheit, die Hauptempfindung in der Tragödie ist die Person, die Schöpfer ihrer Begebenheiten [sic!].“ (ebd.: 668) Dass Lenz die Handlung ins Zentrum der Komödie rückt, entspringt seiner Skepsis gegenüber der Autonomie des Menschen in der zeitgenössischen Gesellschaft (vgl. zur Komödie als Vorstufe zur Tragödie Martini 1970: 176–182). Denn nur ein frei über sich selbst verfügender und handelnder Mensch kann zu einer tragödienfähigen Figur werden: „[E]s ist die Rede von Charakteren, die sich ihre Begebenheiten erschaffen, die selbstständig und unveränderlich die ganze große Maschine selbst drehen, ohne die Gottheiten in den Wolken anders nötig zu haben, als wenn sie wollen zu Zuschauern“ (Damm II: 654).

Mit dieser Neubestimmung der Gattungen beruft sich Lenz auch auf den „Volks-geschmack der Vorzeit und unsers Vaterlandes“ (ebd.: 668): Den Vorrang des Charakters findet er im volkstümlichen Verständnis der Tragödie („das ist ein Kerl! das sind Kerls!“; ebd.) und die Bedeutsamkeit der Handlung für die Komödie in der gebräuchlichen Benennung alltäglicher Ereignisse als ‚Komödie‘ bestätigt: „Bei der geringfügigsten drollichten, possierlichen unerwarteten Begebenheit im gemeinen Leben rufen die Blaffer mit seitwärts verkehrtem Kopf: Komödie! Das ist eine Komödie! ächzen die alten Frauen.“ (ebd.) Lenz überträgt Aristoteles' Tragödiendefinition auf die Gattung der Komödie und greift zugleich, in Anlehnung an Shakespeares Komödien (vgl. Inbar 1982), auf volkstümliche, vom Theater der Aufklärung seit Gottsched an den Rand gedrängte Komödienformen wie die *Commedia dell'Arte* zurück (vgl. Hinck 1965b).

Lenz' Figuren sind weder Tugendgestalten noch Kraftgenies und prometheische Helden, sondern realistisch und oftmals komisch gezeichnete Alltagsmenschen, die sozial gefangen und blind verstrickt den Zwängen der Ständegesellschaft erliegen. Die „mangelnde ‚innere‘ Autonomie der Figuren, ihr Hin- und Hergerissensein zwischen Trieb, Vernunft, Moral“ (Winter 2000a: 58) lassen sie zu ‚Spielbällen‘ werden. Zufälle und unkontrollierbare Begebenheiten bescheren ihnen Glück oder Unglück; ihr Begehren läuft ins Leere, auch wenn sich die Umstände scheinbar günstig fügen. Sie stehen im „Widerspruch zwischen beanspruchter persönlicher Autonomie und tatsächlicher Determiniertheit [...] durch Verhältnisse, die ihrerseits keinem vernünftigen und durchschaubaren Prinzip folgen“ (Rector 1989: 206), und verlieren sich in „Szenenfluchten“ (Greiner 2006 [1992]: 174 f.).

Im Mittelpunkt von Lenz' Dramen steht nicht die „Tragik individuellen Schicksals und Leidens“ (Huyssen 1980: 115), sondern das „Trauerspiel eines Gesellschaftszustandes“ (ebd.) der zugleich ins Komische verzerrt wird. Die potentiell tragischen Geschehnisse in den Stücken, wie Gustchens uneheliche Schwangerschaft und Selbstmordversuch und Läubfers Selbstkastration in *Der Hofmeister*, die Verführung Marianes in *Die Soldaten*, der vermeintliche Geschwisterinzest in *Der neue Menoza*, werden durch karikaturhafte Figuren komisch gebrochen. Programmatisch formu-

liert Lenz die Gleichzeitigkeit von Tragischem und Komischem: „Komödie ist Gemälde der menschlichen Gesellschaft, und wenn die ernsthaft wird, kann das Gemälde nicht lachend werden.“ (*Rezension des Neuen Menoza*; Damm II: 703). Um ein solches „Gemälde der menschlichen Gesellschaft“ auszugestalten, werden die Gattungsgrenzen und die dramatische Form aufgebrochen, u. a. durch das Ineinanderspielen von Tragischem und Komischem, das Experimentieren mit Gattungs- und Stilmischungen (vgl. Zelle 1992, Profitlich 1998 u. 2001), die versatzstückartige Verwendung von Genrezitaten, die intertextuellen Bezüge auf die europäischen Literaturen. Die Parodie der dramatischen Gattungen (vgl. Guthrie 1993), die Selbstreflexivität innerhalb der Stücke sowie der Zufall, der als dramaturgisches Mittel eingesetzt wird, um ein ‚Happy End‘ herbeizuführen, spiegeln einen skeptischen Blick auf die Welt wider (zur Bedeutung des Happy Ends vgl. S. Kraft 2011: 128–151): „Ein spöttisches Schlusstableau steigert das Tragische noch durch ein absolut fadenscheiniges sarkastisches *happy ending*, das die Irrealität von Versöhnung spüren lässt.“ (Staatsmann 2000: 25; Hervorh. im Orig.)

Die adäquate Darstellungsform einer Gesellschaft, in der „alles in die elendeste Karikatur ausartet“ (*Briefe über die Moralität der Leiden des jungen Werthers*; Damm II: 687), ist eine „karikaturistische Detailoptik und Pointierung“ (Elm 2002: 21; zu Lenz’ Ästhetik der Karikatur vgl. ebd.). In seiner Dramenpoetik wertet Lenz die Karikatur explizit auf: „[N]ach meiner Empfindung schätz ich den charakteristischen, selbst den Karikaturmaler zehnmal höher als den idealischen“ (*Anmerkungen übers Theater*; Damm II: 653). In vergrößerten Momentaufnahmen, die einzelne Vorgänge ausschnitthaft herausnehmen, „skizziert [Lenz] mit wenigen Strichen die Figuren in ihrer jeweiligen Situation“ (Staatsmann 2000: 21). Formal zeigt sich diese Szenen- und Figurengestaltung in zerrissenen Szenen und harten Schnitten zwischen diesen. „Als Rechercheur des karikaturhaft Komischen in der zeitgenössischen Kultur hat Lenz den subjektiven, verfremdenden, zusammenhangdurchbrechenden Blick, ohne den es keine Karikatur gibt“ (Elm 2002: 22) und der zugleich zu einer Ästhetik des Fragmentarischen führt (vgl. H. J. Schmidt 1992b: 221; vgl. insbesondere zur Dramaturgie des Fragmentarischen J. Schäfer 2016, und → 3.17 FRAGMENTARISCHE SCHREIBWEISEN). Lenz schreibt Theatertexte, die „sich einer geschlossenen Erzählung, dem Postulat der Wahrscheinlichkeit, psychologisierender Figurenzeichnung, eindeutiger Zuordnungen (Haupt- und Nebenfiguren, Haupt- und Nebenhandlung etc.) und den Einheiten von Zeit und Ort verweigern“ (J. Schäfer 2016: 14), und entwickelt eine Dramaturgie, die „der Wahrnehmung einer nur in Bruchstücken sichtbar werdenden Welt Ausdruck und Form“ (ebd.: 15) zu geben vermag. Seine „fragmentarische Dramaturgie bricht nicht nur mit Dramen- und Theaterkonventionen seiner Zeit, sondern weist voraus auf eine Ästhetik und (Theater-)Praxis, die uns erst heute vertraut wird.“ (ebd.: 14)

Die Dramentexte sind mit einer Mischung aus sozialer Genauigkeit, Satire und Grotteske (→ 3.16 SATIRISCHE GROTESKE UND IRONISCHE SCHREIBWEISEN) verfasst, die einen Abbildrealismus der Wirklichkeit und eine vermeintliche Wahrscheinlichkeit der Begebenheiten vermeidet. Durch eine „Dramaturgie des Realen“ (vgl. Staatsmann 2000: 18) erscheint „der Gang der Ereignisse nicht planmäßig [...] und berechenbar [...], sondern [...] im Einbruch der unvorhergesehenen Wechselfälle [wird] das Leben in seiner Zufälligkeit, seiner radikalen – eben realen – Kontingenz spürbar“ (ebd.). Durch den Akzent auf physische Details und materielle Realitäten tritt

„das Reale derart hervor, dass es ‚mehr‘ ist als die normale Realität“ (ebd.: 20), und „die alltägliche Verfasstheit der symbolischen [...] Ordnung [wird] in die Krise“ (ebd.) gebracht.

Lenz versteht seine Dramen stets als unfertig, auch wenn sie bereits veröffentlicht sind: „Alle meine Stücke sind große Erzgruben die ausgepocht ausgeschmolzen und in *Schauspiele* erst verwandelt werden müssen, so daß alle die Handlungen an einander hängendes Bild machen“ (Damm I: 750 f.; Hervorh. im Orig.). Die Bedeutung des Fragmentarischen zeigt sich auf der einen Seite in den faktisch durch bestimmte äußere Umstände Fragment gebliebenen Dramentexten und auf der anderen Seite in einer fragmentarischen Ästhetik und „Dramaturgie der Brüche“ (J. Schäfer 2016: 51) seiner vollendeten Dramentexte, wobei beispielsweise *Der tugendhafte Taugenichts* beide Kategorien erfüllt (vgl. ebd.: 147). Die vielen Dramenentwürfe, die Lenz hinterlassen hat, haben bisher in der Forschung nur wenig Aufmerksamkeit erhalten. Die hauptsächlich in seiner Straßburger oder Weimarer Zeit entstandenen Dramenfragmente weisen vielfältige thematische und motivische Verbindungen und Bezüge zu den ‚fertigen‘ Dramen auf (vgl. Winter 2000a: 76) und zeigen zugleich die inhaltliche und ästhetische Variationsbreite seiner dramatischen Produktion. Sie „deuten so auch die Richtung an, in die seine Dramatik sich [...] vielleicht hätte weiterentwickeln können“ (Schulz 2001a: 138). Im Unterschied zu den abgeschlossenen Dramen, die mit Gattungselementen der Komödie und mit einer Mischung von Tragischem und Komischem experimentieren, handelt es sich bei den dramatischen Fragmenten *Cato*, *Graf Heinrich* und *Catharina von Siena* um Entwürfe zu historischen Dramen und Tragödien.

Auch aus Lenz' Moskauer Zeit liegen dramatische Fragmente vor, die die vormaligen aus einer oder wenigen Szenen bestehenden Dramenentwürfe weiterführen (vgl. Tommek II: 313). Dabei handelt es sich um die folgenden 2007 von Tommek edierten Dramenfragmente: *Historisches Theater* (das einseitige Stückfragment ist bei Damm unter dem Titel *Boris* ediert), *Der Stundenplan eine Farse und Roman*, *Sic quæ nocent docent* oder *sic quæ docent nocent* und *Comédie des bêtes* (vgl. Tommek I: 135–154 u. die Kommentierung in Tommek II: 313–346; vgl. zu den Dramenentwürfen aus der Moskauer Zeit einschließlich des bei Damm als *Boris* abgedruckten Texts → 2.7 MOSKAUER SCHRIFTEN: DRAMATISCHE FRAGMENTE).

In der jüngeren Forschung hat sich ein neuer Ansatz herausgebildet, der sich mit den Dramaturgien des Fragmentarischen auseinandersetzt (vgl. J. Schäfer 2015, 2016 und → 3.17 FRAGMENTARISCHE SCHREIBWEISEN) und sich aus dieser sowie aus editiionswissenschaftlicher Perspektive eingehender der Problematik einer kritischen Edition von Lenz' dramatischen Entwürfen widmet (vgl. Babelotzky/Schäfer 2014 u. 2016). Die Forderung nach einer historisch-kritischen Edition, deren Desiderat in der Forschung immer wieder dargelegt worden ist (vgl. Scholz 1990, Manger 1995, Vonhoff 2003, Weinert 2003a; vgl. auch Winter 2000a: 19–25 u. 175–193 und → 1.2 HANDSCHRIFTEN UND WERKAUSGABEN), trifft auf die bisher nur unzuverlässig edierten Dramenfragmente (vgl. Weinhold-DN, Titel/Haug II, Damm I) in besonderem Maße zu – zumal sich in den Archiven noch eine Reihe weiterer Manuskripte, Notizzettel und Zeichnungen befindet (ein Großteil des handschriftlichen Nachlasses der Dramenfragmente ist im Archiv der Biblioteka Jagiellońska in Kraków aufbewahrt).

Es ist zu vermuten, dass die Dramenentwürfe bisher vor allem deshalb wenig interpretatorische Aufmerksamkeit gefunden haben, „weil die Darstellung in den gängigen Ausgaben eine tatsächliche Beschäftigung mit ihnen schwierig macht“ (Babelotzky/Schäfer 2014: 160). Bei vielen von Lenz' Entwurf gebliebenen Dramen handelt es sich zudem nicht um „lineare Texte[]“, sondern um Texte, die von „abgebrochenen und wieder aufgenommenen Schreibprozessen“ (Babelotzky/Schäfer 2016: 141) und „überhaupt von einer fragmentarischen Dramaturgie geprägt“ (Babelotzky/Schäfer 2014: 162) sind und „die sich einem Abschluss oder Anspruch auf Ganzheit auf verschiedenen Ebenen“ (ebd.) verweigern. Die Manuskripte vermögen neue Aufschlüsse über den materialen Zusammenhang vieler der Fragmente (u. a. *Catharina von Siena*, *Die Kleinen*, *Der tugendhafte Taugenichts*, *Henriette von Waldeck*, *Die alte Jungfer*) zu geben (vgl. ebd.: 162 f.). Die vielfältigen Verbindungen der Manuskripte untereinander ließen sich aber erst durch eine stärkere Sichtbarmachung von Überarbeitungsspuren – „Einfügungen am Rand und zwischen den Zeilen, Unterstreichungen, Durchstreichungen auch längerer Passagen sowie solche, die Alternativen unentschieden lassen“ (ebd.) – herausarbeiten. Eine neue kritische Lenz-Ausgabe der dramatischen Entwürfe und ästhetischen Notate müsste demnach der „konzeptionellen Offenheit in Dramaturgie und Ästhetik des Lenzschen Schreibens“ (Babelotzky/Schäfer 2016: 138; vgl. auch die Editionsbeispiele ebd.) gerecht werden.

2. Dramen

Der verwundete Bräutigam

Q: Damm I: 7–39 (nach ED). – H: nicht nachweisbar. – ED: *Der verwundete Bräutigam*. Im Manuscript aufgefunden u. hg. von Karl Ludwig Blum. Berlin: Duncker u. Humblot, 1845.

Der verwundete Bräutigam ist ein Jugenddrama, das Lenz 1766 im Alter von 15 Jahren geschrieben hat. 1845 ist das Drama von K. L. Blum, der die heute nicht mehr nachweisbare Handschrift in Dorpat von Lenz' Verwandten erhalten hat, erstmals gedruckt worden. Die Handlung bezieht sich auf eine zeitgenössische Begebenheit: Der Baron Igelström, der im Siebenjährigen Krieg als russischer und später als preußischer Offizier gekämpft hatte, brachte sich aus Deutschland einen Diener mit, den er wegen eines unbedeutenden Vergehens körperlich züchtigte. Dieser Diener rächte sich an seinem Herrn, indem er ihn am 16. Juni 1766 mit einem Degen angriff und schwer, aber nicht tödlich verletzte. Zwei Monate später feierte der wieder genesene Baron seine Hochzeit (vgl. zum historischen Hintergrund Damm I: 705, Bosse 1997: 80–87; vgl. zur erinnerten und erzählten Geschichte der lettischen und estnischen Leibeigenen und der Konflikte unter den Deutschbalten Imamura 2012; vgl. zum *Verwundeten Bräutigam* als Lenz' erstem Drama Grimberg 2015). Das Stück könnte ein Auftragswerk anlässlich der Hochzeit des mit der Familie Lenz befreundeten Barons sein, bei der es auch zur Aufführung kam (vgl. Stephan/Winter 1984: 10). Sichere Belege dafür gibt es nicht.

Das vieraktige Drama knüpft an das weinerliche Lustspiel (*comédie larmoyante*) an. Im Zentrum der Handlung steht die Liebe des Barons Schönwald und seiner Braut Lenchen. Im Unterschied zu herkömmlichen Lustspielthemen ist dem Stück mit der verletzten Ehre und Rache des Dieners Tigras, welche die Hochzeit und das

Liebesglück seines Herrn bedroht, eine soziale Thematik eingeschrieben. Die Figuren und deren typenhafte Namen wie Anselmo, Lalage, Lucinde sind der italienischen und französischen Komödie entlehnt. Die Protagonisten sind der Baron von Schönwald, der als Offizier im Siebenjährigen Krieg gekämpft hat, und seine Verlobte Lenchen, die nicht nur in leidenschaftlicher Liebe für ihren „Engel“ (Damm I: 9) mit frisch verliehenem Orden entbrannt, sondern auch die treue, liebende Tochter ihres Vaters Anselmo ist. Dieser, der sich über die Wahl seiner Tochter und die Tatsache, in deren „Gemahl [...] einen so braven Offizier [...] umarmen“ (ebd.: 11) zu können, glücklich schätzt, ist als typischer gefühlvoller Vater des rührenden Lustspiels gestaltet. Gemäß jener innigen Beziehung, die die ideellen bürgerlichen Tugenden bestätigt, bilden Vater, Tochter und zukünftiger Ehemann eine Gefühlseinheit („ANSELMO: Nun, meine Tochter, ich erlaube dir dem Herrn Baron dein ganzes Herz zu geben und wenn eure beiden Herzen ein Herz sind so gebt mir dieses Herz!“; ebd.). Durch die treuen Freunde und Bediente Anselmos (Laura) und Schönwalds (Lalage, Lucinde, Gustav, Herrmann) wird diese Gefühlsgemeinschaft noch erweitert. Zugleich wird dem adligen Liebespaar Lenchen und Schönwald das Dienerpaa Laura und Tigras gegenübergestellt. Denn Tigras fordert entgegen den Regeln der Ständegesellschaft seine persönliche Freiheit ein und ist bereit, diese mit Gewalt zu verteidigen.

Die ersten Szenen des Dramas entfalten eine empfindsame Rede über die tugendhafte und leidenschaftliche Liebe von Lenchen und Schönwald zunächst zwischen dem Paar selbst und des Weiteren gegenüber dem Vater, den die Verlobten zur Erlaubnis einer baldigen Hochzeit überreden. Konträr zu jener vorhochzeitlichen Stimmung steht Tigras' Ringen um seine Ehre in seinem Monolog (I,5) und im Streitgespräch mit Laura (I,7). Seine rebellische Freiheitsrede wird von Gustav belauscht, der Tigras bei Schönwald denunziert. Tigras' Verletzung seiner Ehre durch die Züchtigung Schönwalds, die vermutlich in einem Gespräch zwischen Lalage und Gustav nachträglich beschrieben wird (das entsprechende Blatt der Handschrift ist verlorengegangen; vgl. Damm I: 708), lässt die Situation eskalieren. Mitten in der Nacht begeht Tigras sein Attentat auf Schönwald und rächt sich, indem er ihn mit dessen eigenem Degen schwer verwundet (II,1). Die Szenen des zweiten und dritten Akts sind von der Erschütterung über Schönwalds Verwundung bestimmt: Lalage und Lucinde beweinen den im Sterben liegenden Schönwald, und nachdem Anselmo und seine Tochter die Schreckensnachricht erhalten haben, gibt sich Lenchen ihrem Schmerz hin. Als sie den Totgeglaubten umarmt, ist sie bereits so sehr in ihre Vorstellungswelt eines gemeinsamen Liebestodes versunken, dass sie den wieder erwachten Schönwald für ein Gespenst hält. Die ‚Wiederbelebung‘ Schönwalds und das Liebes- und Hochzeitsglück des jungen Paares werden in den beiden Szenen des vierten Akts unter allseitigen Tränen der Freude zelebriert. Von dem harmonischen Schlusstableau sind jedoch der Täter Tigras und dessen Geliebte Laura ausgeschlossen.

Die verletzte Ehre eines Dieners

Tigras' Konfliktmonolog über sein verletztes Ehrgefühl misst der Figur eines Dieners einen Wert bei, der „in der zeitgenössischen Dramatik [...] beispiellos ist“ (M. Müller 1993: 13). Allein für sich rekapituliert Tigras seine Position als Bediensteter und behauptet sich selbstbewusst gegenüber dem Adel: Denn trotz seines Vergehens, drei Tage wegen Glücksspiels den Dienst geschwänzt zu haben, empfindet er es als unwürdig, sich dafür entschuldigen zu müssen (vgl. Damm I: 15). Tigras beurteilt die

Standeszugehörigkeit als veränderlich, so dass ihm prinzipiell der Aufstieg in einen höheren Stand möglich erscheint: „Sein Geld unterscheidet ihn bloß von mir. Und reich kann ich durch einen Glücksfall eben sobald werden, als er“ (ebd.). Unbenommen sei jedoch seine von Geld und Stand unabhängige Ehre, die Tigras gegen alle Angriffe von außen wahren will: „Nimmt mir mein Herr meine Ehre, so nimmt er mir alles.“ (ebd.; vgl. zu Tigras' Ehrvorstellung Osborne 1969, M. Müller 1993; vgl. zur Sozialkritik und zum Freiheitsbegriff S. F. Schmidt 2010: 54–60).

Seine Rebellion wird nicht nur von Schönwald, sondern sogleich auch von Angehörigen seiner Schicht und von seiner Geliebten Laura sanktioniert (vgl. zum geschlechtsspezifischen Ehrbegriff M. Müller 1993: 14 f.). Der Diener Gustav fürchtet um die Ordnung innerhalb seines Standes und delegiert seine Aggressionen gegen den ‚Außenseiter‘ an seinen Herrn. Nach der Züchtigung durch Schönwald setzt Tigras die Gewalt fort, indem er seinen schlafenden Herrn attackiert (vgl. zu Tigras' Mordversuch ebd.: 18–20, sowie S. F. Schmidt 2010: 65–74). Während Tigras am Ende sprachlos ist und sein Schicksal in der Dramenhandlung nicht weiter verfolgt wird, führen die Heilung von Schönwalds Wunde und der geteilte Schrecken zur kollektiven Rührung, was Lenchens abschließender Sinnspruch bekräftigt: „O möchte diese Begebenheit jeden, der sie höret, rühren und ihn zum Dank gegen die Vorsicht bewegen, die keine Wunde schlägt, welche ewig blutet!“ (Damm I: 39) Die harmonisierenden Schlussworte weisen zugleich auf Tigras' Rachedat zurück: „Monolithisch ragt das Geschick des rächenden Dieners und seiner Geliebten in dieses schwerelose Spiel von Sein und Schein hinein“ (M. Müller 1993: 12). Denn Tigras' Rede ist nicht Teil des empfindsamen Diskurses, den die anderen Figuren führen, sondern gibt einen genauen Einblick in seine soziale Lage. Es handelt sich um „eine archäologische Freilegung der Seele von Beherrschten“ (ebd.: 18; vgl. zur Ehre als zeitgenössisch grundlegender Kategorie für die unteren Schichten ebd.: 19 f.).

Lenz verhandelt nicht nur einen historischen Einzelfall, sondern einen zeitgenössischen Diskurs um das Ehrgefühl der unteren Schichten, um Leibeigenschaft und die Haltung des Adels, für die ein Diener nicht als Ehrsubjekt galt (vgl. zur politischen Reform der Leibeigenschaft in Livland Menz 1994b: 98–100). Er greift dabei das zeitgenössische literarische Sujet der Ehre auf, wie es auch in Lessings Komödie *Minna von Barnhelm* (1767) und Schillers Erzählung *Der Verbrecher aus verlorener Ehre* (1792) Gegenstand ist (vgl. zu Lessing und Schiller M. Müller 1993: 20–25). Jedoch tritt bei Lenz nicht ein preußischer Offizier, sondern ein Diener als Ehrsubjekt auf. „Tigras wird geschildert als ein Tellheim niederen Ranges, dessen Ehrgefühl aber – im Unterschied zu Lessings Figur – seinem sozialen Stand unangemessen ist“ (Stephan/Winter 1984: 11). Obwohl es sich bei Lessing um den Ehrenkodex eines preußischen Offiziers handelt, funktionieren die formalen Muster – Abhängigkeit der Ehre von äußerer Anerkennung und Verlust der Ehre durch Missachtung – bei Lenz genauso. Mit der Figur des Dieners vollzieht Lenz eine „dramentechnische und soziale Grenzüberschreitung“ (M. Müller 1993: 21). Das kritische Potential von Lenz' Drama besteht in der Individualität der Figur Tigras, die im Unterschied zu den anderen Figuren ernst genommen wird (vgl. ebd.: 18) und in der sozialen Thematik, während die ständischen Werte jedoch nicht grundsätzlich in Frage gestellt werden (vgl. Stephan/Winter 1984: 11; Winter 2000a: 29).

Lenz greift in seinem frühen Drama das literarische Muster des Rührstücks zwar deutlich auf, nimmt aber durch die Tigras-Figur eine „überraschende [...] Perspekti-

vierung“ (M. Müller 1993: 8) vor. Denn weder sind unversöhnliche soziale Antagonismen ein herkömmliches Thema des Rührstücks noch entsprechen Tigras und Laura dem genrekonformen Dienerpaar, das parallel zum Herrschaftspaar ein glückliches Ende erhält. „Tigras hat alle Anlagen zum tragischen Helden [...], während die Herrschaftswelt das komische Pendant bietet. Der junge Lenz stellt damit die gesamte literarische Tradition auf den Kopf.“ (ebd.: 7).

Die Gattung des Rührstücks: Tränenströme und eine blutende Wunde

Tigras' Rachedat wird von den empfindsamen Gefühlsäußerungen der anderen Figuren gerahmt: „Hier gibt es reichlich Gelegenheit für zärtliches Schmachten und zu Herzen gehendes Schluchzen“ (M. Müller 1993: 9). Schönwalds Verwundung lässt den anfänglichen Liebes- und Glücksüberschwang in die Klage um dessen Leben bis hin zu Lenchens affektvollem Ausmalen eines Liebestods umschlagen. Nach Schönwalds ‚Wiederbelebung‘ durch die Liebe endet das Stück in einem Freudentaumel, bei dem sogar der überstandene Schrecken im Nachhinein noch lustvoll ausgekostet wird. Das empfindsame Sprechen und das Ausmalen der Gefühle entsprechen den dramatischen Codes des Rührstücks (vgl. Wirtz 1992: 483–489). Bereits in der ersten Szene bringt Lenchen ihren Verlobten trotz dessen soldatischer Haltung zum Weinen; und sogar der ihm gerade verliehene preußische Orden löst weitere Tränen der Rührung aus:

SCHÖNWALD: Um Ihnen in Ihrem Ton zu antworten, ob es sich gleich für einen gewesenen Soldaten nicht schickt, zu weinen, so bin ich doch stolz auf die zärtlichen Tränen, die Sie mir herauslocken. [...] Sie siegen geschwinder als Friedrich. Diese unschuldige Tränen, dies zärtliche Herz zerschmelzt mich ganz. (Damm I: 9)

Schönwalds blutende Wunde wird zur weiteren Quelle der Sorgen-, Liebes- und Freudentränen, und erfährt dabei eine Umdeutung: Denn die Wunde erinnert weniger an den Rebellionsakt des Dieners, der ihr eigentlich zugrunde liegt, sondern initiiert vielfache Herzergüsse. Analog zu dem starken Bluten der Wunde fließen die Tränen. Selbstreferentiell werden die gattungsspezifische Wirkung des Rührstücks und die Verschränkung von Blut und Tränen in der Figurenrede benannt: „LALAGE: [...] Wie rührend ist dieses Schauspiel! O könnte ich blutige Tränen weinen!“ (ebd.: 20) Schönwald wird auch die Konnotation des gekreuzigten Christus verliehen: „LALAGE: [...] [D]ort liegt das Marterbild, dort!“ (ebd.: 22; vgl. S. F. Schmidt 2010: 72–74; vgl. zum Bezug auf den pietistischen Blut- und Wundenkult ebd.: 71)

Diese Konstellation stellt einen intertextuellen Bezug zu der von Gryphius auch anlässlich einer Hochzeit verfassten Komödie *Verliebtes Gespenste / Gesang-Spil. Die gelibte Dornrose / Schertz-Spill* her, in der ebenfalls ein scheinototer Bräutigam wieder zum Leben erwacht. Hier inszeniert der Liebhaber seinen eigenen Tod, um seine in ihn verliebte zukünftige Schwiegermutter abzuschrecken und sich der Liebe seiner Braut zu versichern (vgl. M. Müller 1993: 9 f.). Lenz dreht das Motiv der ‚falschen Leiche‘ um, indem Lenchen nicht ihr vermeintlich toter Geliebter als Geist erscheint wie bei Gryphius, sondern sie den lebendig angetroffenen Schönwald für ein Gespenst hält. Nach der Wiedererkennung wandeln sich die Tränen der Trauer in Freudentränen um: „ANSELMO *schluchzend*: Das Herz will mir zerspringen. [...] LENCHEN: Ach ich kann nicht reden für Freude – weinen kann ich nur“ (Damm I: 35).

Am Schluss, als alle Figuren in einem harmonischen Familientableau zusammengeführt werden und Lalage bedauert, die „rührende Szene“ (ebd.: 37) zwischen Len-

chen und Schönwald nicht mit angesehen zu haben, erfolgt eine erneute Reflexion der gattungsspezifischen Wirkungsabsicht: Die Figuren können den überstandenen Schrecken nur schwer abschütteln und wollen die Rührung stets aufs Neue erzeugen – nun allerdings in einer Form der nachträglichen Erzählung:

LALAGE zu *Anselmo*: Wir wollen in den Saal treten, uns um unsern Märtyrer herumsetzen und die ganze Erzählung seines Unglücks aus seinem Munde hören, und dann soll ein jeder umständlich sagen, was für Eindruck diese Begebenheit bei ihm gemacht habe. (ebd.: 39)

Auf diese Weise „kehren die Figuren in ihre eigene Vergangenheit zurück [...]. Die Aufforderung zur Erinnerung meint nichts anderes als die Wiederholung des Dramenverlaufs ins Unendliche“ (Wirtz 1992: 489; vgl. zum intertextuellen Zusammenspiel der jeweiligen Schlusszenen des *Verwundeten Bräutigams* und des *Hofmeisters* ebd.: 489–494).

Die Frage, ob *Der verwundete Bräutigam* die Gattungskonventionen parodiert, ist in der Forschung unterschiedlich bewertet worden: Maria E. Müller vertritt die These, dass Lenz eine komische Distanz zum Rührstück herstellt, indem auf Motive und Darstellungsweisen des rührenden Lustspiels rekurriert wird, diese aber gleichsam vorgeführt werden, womit letztlich eher eine komische als eine rührende Wirkung erzeugt wird – auch wenn das Abweichen von konventionellen Formen nicht konsequent durchgeführt wird (vgl. M. Müller 1993: 9–11): „Lenz ruft also gerade nicht diejenige Wirkung hervor, die für das weinerliche Lustspiel (Lessing) genrekonstitutiv ist: Rührung. Tränenselig und empfindsam reagiert lediglich das Dramenpersonal“ (ebd.: 10). Es handelt sich um das „Vorführen der Schablone“ des rührenden Lustspiels (ebd.: 11). Wirtz zeigt in seiner Analyse, dass in der Differenz zum *Hofmeister*, in dem „das ganze Repertoire des Rührstücks [...] als unverdünntes Gattungskonzentrat wiederbelebt [wird], ohne die Vorgeschichte sozialer Determination vergessen machen zu können“ (Wirtz 1992: 494), *Der Verwundete Bräutigam* hingegen die Gattungskonventionen des Rührstücks erfüllt, wodurch das sozialaggressive Potential der Vorlage überblendet wird. Auch Menz wendet sich gegen eine parodistische Lesart und arbeitet die theologische Perspektive des Stücks heraus (vgl. Menz 1994b). Ungeachtet der unterschiedlichen Einschätzungen der Forschung über das subversive Potential des *Verwundeten Bräutigams* kann festgehalten werden, dass bereits in diesem frühen Stück die spätere Kombination von sozialer Thematik und Auseinandersetzung mit tradierten dramatischen Formen angelegt ist.

Lenz' Jugendstück ist durch den „Zusammenprall literarischer Muster mit einer durch Empathie erschlossenen Erfahrungswelt“ (M. Müller 1993: 7) und die Dekonstruktion einer herkömmlichen Dramaturgie als früher Vorläufer seiner späteren Dramen lesbar: Es „weist auf einen Dichter voraus, der sich der Welt der kleinen Leute widmen, ihre Seelen einem unerbittlichen anatomischen Blick unterwerfen und daher zwangsläufig literarische und moralische Erwartungshorizonte unterlaufen wird“ (ebd.: 25; vgl. zur Vorwegnahme späterer Hauptthemen Menz 1994b).

Der Hofmeister oder Vorteile der Privaterziehung

Q: Damm I: 41–123 (nach ED). – H: SBB-PK Berlin, Nachlass J. M. R. Lenz, Bd. 1, Nr. 181. – ED: *Der Hofmeister oder Vortheile der Privaterziehung*. Eine Komödie. Leipzig: Weygand, 1774; *Der Hofmeister*. Synoptische Ausgabe von Handschrift u. Erstdruck hg. v. Michael Kohlenbach. Basel, Frankfurt/Main 1986.

Der Hofmeister oder Vorteile der Privaterziehung ist in zwei Fassungen überliefert, von denen nur die spätere 1774 in Leipzig (bei Weygand) durch Goethes Vermittlung erstmals gedruckt worden ist. In der früheren Fassung (Handschrift: Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz) tragen die Figuren im Unterschied zur späteren größtenteils noch die Namen realhistorischer Persönlichkeiten. Sein Drama bezeichnet Lenz in der Handschrift als „Lust- und Trauerspiel“ (vgl. Anmerkungen in Damm I: 709); Salzmann gegenüber spricht er von einem „Trauerspiel“ (Damm III: 28. 6. 1772 an Salzmann); im Erstdruck ist es als „Komödie“ benannt.

Der Hofmeister erregt einiges Aufsehen, wird allerdings, wie in der Rezension von Christian F. D. Schubart (*Deutsche Chronik* vom August 1774; vgl. Damm II: 709), zunächst für ein Drama Goethes gehalten. Nachdem diese irrtümlich angenommene Urhebererschaft durch J. H. Merck berichtigt worden ist, schreibt Schubart eine korrigierende und zugleich enthusiastische Besprechung, in der er Lenz als „junges aufkeimendes Genie aus Kurland“ bezeichnet, „der schon in seinen Lustspielen nach dem Plautus gezeigt hat, welcher Geist ihn beseele“ (*Deutsche Chronik* vom 8. 9. 1774; zit. nach Damm I: 710). Als einziges von Lenz' Dramen wird *Der Hofmeister* zu Lebzeiten im Theater gespielt (1778 in Hamburg von Fr. L. Schröder und 1780–1791 in bearbeiteter Form in Mannheim).

Sowohl für Lenz als auch für viele Schriftsteller und Intellektuelle seiner Zeit ist die Tätigkeit als Hofmeister bei einer adligen Familie notwendiger Brotberuf (vgl. zum Hofmeister-Beruf Luserke 1993: 31–35, sowie Bosse 1994, 1997, 2010). Das Drama problematisiert den prekären Hofmeisterberuf und zeitgenössische Vorstellungen von Erziehung. Mit ihren Bildungs- und Erziehungsabsichten fördern die Väterfiguren ihre Söhne und Töchter nicht nur, sondern schränken sie letztlich auch in der individuellen Entwicklung ein (vgl. zur Generationendifferenz und Erziehung Bosse/Renner 2011). Ein weiteres zentrales Thema des Stücks ist die Bedeutung von Sexualität und die Folgen von Triebunterdrückung und Triebabfuhr für den Einzelnen innerhalb der familiären und sozialen Ordnung. *Der Hofmeister* führt vor, inwiefern die junge Generation in ihrer beruflichen und sexuellen Entfaltung vielfachen Repressionen ausgesetzt ist.

Mit dem großen Figurenarsenal, das vom Adel über den bürgerlichen Akademiker, den jungen Studenten und den einfachen Lehrer bis zum Bauernmädchen reicht, zeichnet Lenz ein gesellschaftliches Panorama. Der Hofmeister Läufer wird nicht nur als Protagonist von den anderen Figuren zunehmend an den Rand gedrängt, sondern gerät auch sozial immer mehr ins Abseits. Läufer stehen die Mitglieder der adligen Familie von Berg gegenüber, die sich zum einen in den Major mit seiner Frau, Tochter Gustchen und Sohn Leopold und zum anderen in dessen Bruder, den Geheimen Rat, mit Sohn Fritz unterteilt. Fritz ist mit seinem Freund Pätus, Bollwerk und Rehaar Teil einer Leipziger Studentengruppe. Zum Personal gehören des Weiteren Graf Wermuth, Herr von Seiffenblase mit seinem Hofmeister, die Rätin Frau Hamster, Jungfer Hamster, Jungfer Knicks, Frau Blitzler, der Dorfschullehrer Wenzeslaus, die blinde alte Frau Marthe, das Bauernmädchen Lise, der alte Pätus, Pastor Läufer und Jungfer Rehaar.

Der erste Akt beginnt mit Läuffers einzigem Monolog, einer wütenden Anklage darüber, dass ihn weder sein Vater in dessen Gemeinde als Adjunkt noch der Geheimen Rat an der Stadtschule angestellt haben. Während Läufer durch seinen Vater

und die beiden anderen ‚Vaterfiguren‘ beruflich eingeschränkt wird, unterliegen auch Gustchen und Fritz in ihrer ersten Verliebtheit der Kontrolle des Geheimen Rats. Die romantische Sehnsucht nach ihrem abwesenden „Romeo“ (Damm I: 50), der zum Studium an die Universität im fernen Halle geschickt wird, kompensiert Gustchen zwei Jahre später, im zweiten Akt, durch eine Liaison mit ihrem Hofmeister Läufer, die ungewollt zur Schwangerschaft führt. Läufer befriedigt wiederum mit ihr seine sexuellen Bedürfnisse. In einem parallel geführten Handlungsstrang erproben Fritz und sein Freund Pätus Freundschaft und Freiheit in ihrem Studentenleben. Während Fritz sich vor Sehnsucht nach Gustchen verzehrt, gibt sich Pätus den Vergnügungen hin und verschuldet sich immer mehr. Fritz bürgt für die Schulden des Freundes und geht sogar für ihn ins Gefängnis.

Zu Beginn des dritten Akts flüchtet Gustchen vor dem Zorn ihres Vaters, nachdem die Eltern ihre Schwangerschaft entdeckt haben, und findet bei der blinden alten Marthe im Wald Unterschlupf. Auch Läufer muss sich vor dem eifersüchtigen Grafen Wermuth in Sicherheit bringen, der ihn zu erschießen droht, und versteckt sich bei dem Dorfschullehrer Wenzeslaus. Im vermeintlichen Idyll einer Dorfschule wird der ‚Davonlaufende‘ nun auf andere Weise als bei den Bergs gedemütigt. Wenzeslaus preist weitschweifend sein asketisches Leben an und will Läufer zu seinem Alter Ego, zu einem genügsamen Dorfschullehrer, ausbilden. Ein Jahr später, im vierten Akt, macht Gustchen sich nach der Geburt ihres Kindes auf den Weg ins nahe gelegene Dorf, um ihrem Vater Nachricht von sich zukommen zu lassen. Der vor Sorgen um seine geliebte Tochter völlig verzweifelte Major nimmt über Wenzeslaus – bei dem er Läufer antrifft, ihn in seiner Wut anschießt und am Arm verletzt – erneut die Suche nach ihr auf. Vater und Tochter treffen aber erst aufeinander, als Gustchen sich, erschöpft und von Schuldgefühlen gequält, in einem Teich ertränken will und von ihrem Vater gerettet wird. Nachdem Marthe auf der Suche nach Gustchen mit dem neugeborenen Kind ebenfalls bei Wenzeslaus aufgetaucht ist, kastriert sich Läufer zu Beginn des fünften Akts aus Reue über seine sexuelle Lust und deren Folgen. Trotz seiner Kastration und Wenzeslaus’ ambitionierten Berufsplänen für ihn, ein „Pfeiler unsrer sinkenden Kirche“ (ebd.: 118) zu werden, heiratet Läufer schließlich das junge Bauernmädchen Lise. Am Ende werden auch in der Adelswelt der Familie Berg alle ‚Davongelaufenen‘ und ‚Verschollenen‘ zu Paaren zusammengeführt: die Verführung der Jungfer Rehaar durch Pätus führt zur offiziellen Verlobung; der alte Pätus findet in der blinden Marthe seine einst von ihm verstoßene Mutter wieder; Gustchen wird zur heimgeholten Tochter und zu Fritz’ Braut, der das uneheliche Kind als seines annimmt.

Der Hofmeister besteht aus einer mehrsträngigen Handlung mit einer großen zeitlichen Ausdehnung (zwischen dem ersten und zweiten Akt liegen zwei Jahre und zwischen dem dritten und vierten Akt ein weiteres Jahr), vielen Ortswechseln (Insterburg, Heidelbrunn, Königsberg, Halle und Leipzig) und häufigen, besonders im fünften Akt, temporeichen Szenenwechseln. Der Handlungsstrang um die Familie Berg und Läufer, der sich im Verlauf des Stücks noch in die Dorfschulszenen mit Wenzeslaus unterteilt, verläuft parallel zu dem Handlungsstrang um die Geld- und Liebesnöte und Streitereien unter den Studenten. Die verschiedenen Stränge der figuren- und konfliktreichen Handlung werden zu einem scheinbaren ‚Happy End‘ zusammengeführt.

Erziehung: Kontrolle und Zwang

Läuffers beruflich prekäre Lage als Hofmeister bei der Familie von Berg ist sowohl von seinem eigenen Vater als auch von dem Major von Berg und dessen Bruder, dem Geheimen Rat, verursacht worden. Tochter Guste und Sohn Fritz erhalten zwar auf unterschiedliche Weise Bildung, aber ihre Gefühle und Wünsche, ihre Verliebtheit ineinander, werden vom Geheimen Rat streng reglementiert. Der junge Hochschulabsolvent Läufer muss sich in seine Rolle als Hofmeister bei der Familie Berg fügen, den widerspenstigen Sohn zähmen und die attraktive Tochter im Zeichnen und in Religion unterrichten, und damit seine beruflichen Ambitionen zunächst aufgeben. Den alltäglichen Demütigungen und dem herablassenden Verhalten steht Läufer ohnmächtig und weitestgehend sprachlos gegenüber, was sich szenisch auch in seinen wenigen Redeanteilen ausdrückt. Die Berge bezeichnen ihn als „artiges Männichen“ (Damm I: 42), „galonierte[n] Müßiggänger“ (ebd.: 44) und als „Domestiken“, der „in Gesellschaften von Standespersonen“ (ebd.: 46) nicht mitzureden habe. Läufer, der sich selbst als „Sklaven im betresten Rock“ (ebd.: 83) sieht, erfüllt das von ihm erwartete unterwürfige Verhalten „mit viel freundlichen Scharrfüßen“ (ebd.: 42). Ohne an Läuffers unwürdiger Situation für einen jungen Akademiker etwas ändern zu wollen, diskutieren sein Vater und der Geheime Rat den generellen Nutzen der Hofmeister-Erziehung im Vergleich zur öffentlichen Schule. Obwohl der Geheime Rat den Status eines Hofmeisters als Bediensteter beanstandet, die Standesprivilegien des Adels kritisiert und die Erziehung in öffentlichen Schulen proklamiert, hält er als Vertreter des aufgeklärten Absolutismus dennoch an der bestehenden feudalen Ordnung fest, innerhalb derer er den Bürgerlichen allerdings Teilhabe zugesteht. Als Anhänger aufklärerischer Freiheitsideen diskreditiert sich der Geheime Rat jedoch selbst, indem er den Hofmeistern einerseits selbst die Schuld an ihrer prekären Lage gibt und andererseits Läuffers Bewerbung an der öffentlichen Stadtschule nicht unterstützt. In dieser Ambivalenz der Figur des Geheimen Rats liegt Lenz' Kritik am Verhalten der Vaterfiguren bzw. der älteren Generation (vgl. zu den Vaterfiguren Arendt 1992; vgl. auch zur realhistorischen Situation der Hofmeister Bosse 2010). Die Ideale der Aufklärung, das Streben nach Fortschritt und die Gewinnung neuer Perspektiven für die jüngere Generation zerbrechen sowohl an den unbeweglichen gesellschaftlichen Strukturen als auch an den von ihnen widersprüchlichen Gefühlen und Ängsten getriebenen Menschen.

Das Stück macht auch die Relevanz des Geldes für die Bildungs- und Berufswege, die Beziehungen und das Glück oder Unglück der Figuren deutlich (→ 3.10 GELD). Bei den Studenten, insbesondere bei Pätus, spielen Geldnot und Verschuldung eine entscheidende Rolle in ihrem Studienalltag. Durch einen Lotteriegewinn nimmt Fritz' und Pätus' missliche Lage eine Wendung zum Guten, zumal sie in ihrer finanziellen Notlage beide nicht auf ihre Väter zurückgreifen können. Die Schulden können beglichen werden, und die verlorenen Söhne kehren heim (zum Thema des verlorenen Sohns vgl. Schöne 1968).

Läuffers Leben hingegen nimmt durch das mangelnde Geld und die damit verbundenen Einschränkungen einen unglücklichen Verlauf. Zu seiner desolaten Situation trägt von Anfang an sein geringer Lohn bei, der im Laufe von zwei Jahren von anfänglich vereinbarten 300 auf 60 Dukaten reduziert wird (vgl. zum Lohn und den Schulverhältnissen aus historischer Sicht Bosse 2010). Läufer ist dadurch zwangsläufig auch in seiner Mobilität stark eingeschränkt und an Insterburg und das Haus

der Familie Berg gebunden. Für seine berufliche Tätigkeit hat er einen hohen Preis in Bezug auf seine sinnlichen und zwischenmenschlichen Bedürfnisse zu zahlen (zu Läubfers Berufsproblematik vgl. Bosse 1994; zur Läufer-Figur und Rousseaus Konzept der *perfectibilité* vgl. Krauß 2010). Der Enge seines Hofmeister-Daseins versucht Läufer schließlich zu entkommen, indem er seine Schülerin verführt. Dieser aggressiv-lustvolle Impuls schlägt nach seiner Flucht und nachdem er realisiert, dass er mit Guste ein Kind gezeugt und sie ins Unglück gestürzt hat, in eine gegen sich selbst gerichtete Gewalt um.

Mit dem Dorfschullehrer Wenzeslaus wird ein weiteres Modell von Erziehung in den Blick genommen, das Läufer zunächst als frei von Vorgaben und Autoritäten erscheint. Jedoch muss er bald desillusioniert feststellen, dass sich ihm auch hier keine berufliche Zukunft eröffnet (vgl. zur Karikatur des Lehrers und der Pädagogik Elm 2002). Wenzeslaus' Erziehungsstil, wie das „Gradeschreiben“, das er seinen Schülern beibringt – „denn das hat seinen Einfluß in alles, auf die Sitten, auf die Wissenschaften“ (Damm I: 78) –, entpuppt sich als Zwang und Unterbindung jeglichen eigenständigen Denkens durch einen triebgehemmten Lehrer. Seine menschlichen Bedürfnisse kompensiert er mit einer starren Essensstruktur und exzessivem Tabakrauchen: „WENZESLAUS: Ich habe geraucht, als ich kaum von meiner Mutter Brust entwöhnt war; die Warze mit dem Pfeifenmundstück verwechselt. [...] Das ist gut wider die böse Luft und wider die bösen Begierden ebenfalls.“ (ebd.: 83) Auch wenn Läufer sich als Gehilfe in der Dorfschule in einer eigenständigeren Position als bei den Bergs befindet, setzen sich durch Wenzeslaus' starren Tagesablauf und rigide Vorstellungen Demütigung und Reglementierung trotzdem fort: „LÄUFFER: Der wird mich noch zu Tode meistern“ (ebd.: 86).

Der Untertitel des Stücks „Vorteile der Privaterziehung“ ist als ironischer Kommentar zu verstehen: Weder ist der Hofmeister-Beruf mit seinen sozialen und ökonomischen Zwängen für Läufer erträglich noch für seine Schülerin Gustchen förderlich. Über den zwanghaften Dorfschullehrer Wenzeslaus erscheint auch die öffentliche Schule als repressive Einrichtung. Zwar verkündet Fritz im letzten Satz, den unehelichen Sprössling „nie durch Hofmeister erziehen“ (ebd.: 123) zu lassen, dennoch entwirft das Stück kein positives Modell von öffentlicher Bildung: „Lenz kreist die eigentlich erwünschte Schulform mehr durch Negativbilder ein“ (Schulz 2001a: 85). Sowohl über Läubfers persönliches Unglück und die repressive Pädagogik des Dorfschullehrers als auch über die Zerwürfnisse der Väter mit ihren Kindern werden die Vorstellungen und Praktiken von schulischer und familiärer Erziehung als äußerst fragwürdig dargestellt.

Sexualität: Scheiterndes Begehren

Läubfers ökonomische Abhängigkeit als Hofmeister schränkt ihn auch in seiner Sexualität ein (vgl. zur Verschränkung von Erziehungs- und Sexualitätsdiskurs Luserke 1993: 36–53; vgl. zur Sexualität auch Jerenashvili 2004–2007; Käser 2014). Mit Läufer zeichnet Lenz einen verlorenen Sohn und gesellschaftlichen Verlierer, der seine Sexualität zwar auslebt, seine Wut aber letztlich gegen sich selbst richtet. Als er mit Gustchens und mutmaßlich seinem Kind konfrontiert wird (vgl. zu älteren Forschungsmeinungen um Läubfers Vaterschaft Lappe 1980a u. 1980b, sowie Knopf 1980a u. 1980b, zu neueren Koschorke 2002, G. Friedrich 2003), kastriert er sich, überwältigt von Schuldgefühlen, und beschneidet sich damit selbst unwiderruflich in

seiner Sexualität. Läubfers Selbstkastration ist einerseits eine Überreaktion auf die triebfeindliche Atmosphäre bei Wenzeslaus und andererseits Ausdruck seiner Verzweiflung, seine berufliche Situation ebenso wenig wie sein sexuelles Begehren bewältigen zu können (vgl. die verschiedenen Deutungen von Läubfers Kastration bei Preuß 1983, Mattenklott 1985, Käser 2006, Rector 2009). An dieser Deutung der Selbstkastration ändert auch Lappes Behauptung nichts, dass Gustchens Kind vermutlich gar nicht von Läubfer stammt (vgl. Lappe 1980a u. 1980b), allerdings wird Gustchen dadurch stärker abgewertet und zur vermeintlichen ‚Hure‘ gemacht.

Die Sexualität der weiblichen Protagonistin unterliegt einer ähnlichen Dynamik: Als sie sich bei ihrem Abschied von Fritz in Liebespaaren der Weltliteratur spiegelt (vgl. I,5; vgl. zu Gustchens Lektüre Schmalhaus 1994a: 68–73), stellt der Geheime Rat, der die beiden beobachtet hat, sie mit einer nüchternen Unterweisung bloß („GEHEIMER RAT: Was sind das für Romane, die Sie da spielen?“; Damm I: 52), sanktioniert ihren Gefühlsüberschwang und ihre Orientierung an literarischen Vorbildern und fordert, zukünftig die Briefe der beiden Verliebten zu kontrollieren (vgl. zur Sanktionierung Haag 1997; vgl. zu den Erziehungssprechakten des Geheimen Rats Krauß 2010). Mit ihrer Hinwendung zum Hofmeister sucht Gustchen, sich der Überwachung durch den Geheimen Rat zu entziehen und eine ungestörte Intimität zu erleben. Jedoch hat das Ausleben ihrer Sexualität ebenso wie für Läubfer auch für Gustchen schwerwiegende Folgen: Die uneheliche Schwangerschaft führt zur Trennung von ihrer Familie und drängt sie ins soziale Abseits. Aber im Unterschied zu den Trauerspieltöchtern muss sich Gustchen nicht opfern und sterben, um die verlorene Tugend wiederherzustellen. Der *Hofmeister* stellt das bürgerliche Trauerspiel geradezu „auf den Kopf“ (Guthrie 1991: 200): Gustchen wird nicht Opfer eines adligen Verführers, sondern das adlige Mädchen geht mit einem bürgerlichen jungen Lehrer eine nicht standesgemäße Liebesbeziehung mit selbstbestimmter vorehelicher Sexualität ein. Gustchen ahmt zwar Shakespeares *Romeo und Julia* nach, ist aber selbst keine tragische Figur. Auch ihr Selbstmordversuch ist eine parodistische Nachahmung ihrer Lektüren (vgl. S. F. Schmidt 2010: 110–119): Gustchens Sprung in einen eher harmlosen Teich wirkt wie ein ironischer Kommentar auf Shakespeares Ophelia und deren Wassertod.

Auch die Vaterfigur im *Hofmeister* verkehrt die Familienkonstellationen des zeitgenössischen Trauerspiels (→ 3.7 FAMILIE). Im Unterschied zu den zwar gefühlsbetonten, aber zugleich an bürgerlichen Werten orientierten und souveränen Vaterfiguren des bürgerlichen Trauerspiels ist der melancholische und cholerische Major eine gebrochene patriarchale Autorität und die Karikatur eines wertebewussten und strengen Vaters wie Odoardo in *Emilia Galotti* (zur Karikatur des bürgerlichen Trauerspiels bei Lenz vgl. Horstenkamp-Strake 1995: 81–86). Gustchen ist für ihren Vater sein „einzigster Trost“ und sein „einziges Kleinod“ (Damm I: 49); gegen seine Frau vermag er sich hingegen nicht zu behaupten. Die kokette Majorin führt ein von ihrem Mann relativ unabhängiges Leben und flirtet ganz unverhohlen mit Graf Werthemuth, in ihrer Tochter sieht sie vor allem eine Konkurrentin. Lenz zeichnet – im Gegensatz zum Idealbild der bürgerlichen Familie als Gefühlseinheit – eine brüchige Familie, in der fehlender Zusammenhalt, Entfremdung und Gefühlskälte vorherrschen: „GUSTCHEN: [...] [I]ch bin schwach und krank; hier in der Einsamkeit unter einer barbarischen Mutter – Niemand fragt nach mir, niemand bekümmert sich um mich“ (ebd.: 68). Nicht die Tugend seiner Tochter, sondern ihre körperliche Schön-

heit ist für den Vater das entscheidende ‚Kapital‘: „Ich dacht immer, ihr eine der ersten Partien im Reich auszumachen; [...] und nun sieht sie aus wie eine Kühmagd“ (ebd.: 71). Als er Gustchens Verhältnis mit Läufer entdeckt, wertet er nicht nur seine Tochter, sondern gleich alle Frauen als ‚Huren‘ ab („Hat er sie zur Hure gemacht? [...] Nun so werd denn die ganze Welt zur Hure“; ebd.: 76). Nach ihrer Rettung wird Gustchen allerdings bruchlos wieder zur geliebten Tochter, ohne dass die verlorene Tugend durch ihren Tod wiederhergestellt werden muss. Lenz greift die mit dem Tugendbegriff verbundene Dynamik zwar auf, unterläuft diese aber durch Übertreibung. Das Drama verschiebt den zeitgenössischen moralisierenden Diskurs über weibliche Unschuld, wie er in den bürgerlichen Trauerspielen geführt wird, hin zu einer Kritik an der sexuellen Repression, unter der beide Geschlechter leiden müssen.

Sowohl das Begehren der weiblichen als auch der männlichen Figur bleibt unerfüllt, auch wenn es sich trotz der familiären und sozialen Zwänge Bahn bricht (→ 3.6 SEXUALITÄT). Gustchen bekommt ein uneheliches Kind, bei ihrem Selbstmordversuch wird sie jedoch von ihrem Vater gerettet. Läufer kastriert sich selbst, verheiratet sich später aber dennoch mit der jungen Lise. Obwohl das Ausleben der Sexualität nicht in die Katastrophe führt und das Chaos wieder behoben wird, bleibt doch bestehen, dass Gustchen und Läufer an ihrem Begehren scheitern und nur notdürftig wieder in die familiäre und soziale Ordnung eingepasst werden.

‚Happy End‘: Zufälle und Notlösungen

Lenz hat sein Stück im Erstdruck als ‚Komödie‘ bezeichnet, auch wenn Selbstkastration, uneheliche Schwangerschaft, Flucht, Gefängnis und Geldnot eher wie Handlungselemente einer Tragödie anmuten. Mehrfache Handlungsumschwünge, temporeiche Szenenwechsel und karikaturistische Figurenzeichnungen bewirken, dass die latent tragische Handlung komisch gebrochen wird (zum Komischen und Tragischen sowie zur Gattungsfrage vgl. Wiessmeyer 1986, Landwehr 1996, Guthrie 1991, Greiner 1993 u. 2006 [1992]). Über eine Dramaturgie des Zufalls werden die Figuren in die Komödie verwiesen: Gustchen wird am Selbstmord gehindert, da sie zur rechten Zeit von ihrem Vater gefunden wird. Der Lotteriegewinn, der Pätus und Fritz von ihren Schulden befreit, führt wie ein ‚deus ex machina‘ (vgl. Albert 1989: 68) zu einem guten Ausgang. Gerade durch diese überraschenden Wendungen, die den Figuren unverhofftes ‚Glück‘ bescheren, vergegenwärtigt das Drama die Ziellosigkeit und Zufälligkeit des Menschen und mithin eine Welt, die nicht in der Sinnstruktur der Tragödie deutbar ist (vgl. zum Zufallsprinzip und zur Kontingenz Koschorke 2002).

Am Ende des Stücks werden alle Handlungsstränge zu einem ‚Happy End‘ zusammengeführt: Sowohl die getrennten Liebespaare als auch die zerrütteten Vater-und-Sohn-, Vater-und-Tochter- sowie Mutter-und-Sohn-Paare vereinigen sich wieder. Mit den allseitigen Versöhnungen und der Aufnahme des unehelichen Nachwuchses in die Familie wird die familiäre und patriarchale Ordnung wiederhergestellt (vgl. zu den religiösen Elementen und zu den Paarbildungen Läufer und Lise, Guste und Fritz als Modell der Heiligen Familie Koschorke 2002). Lenz ruft damit zwar einen herkömmlichen Komödienschluss und das rührende Lustspiel auf – „So wird das ganze Repertoire des Rührstücks als unverdünntes Gattungskonzentrat wiederbelebt“ (Wirtz 1992: 494) –, aber das „Happy End knirscht in allen Fugen“ (Schulz 2001a: 79; vgl. zur Deutung des Schlusses auch Schmiedt 1985, Albert 1989, Wirtz

1992, S. Kraft 2011: 128–151, Krauß 2010). Durch die überzeichnete friedliche Lösung aller Konflikte und Zerwürfnisse wird der ‚Komödienschluss‘ des *Hofmeisters* zur Parodie und zur „Satire auf alle Harmonisierungssehnüchte des bürgerlichen Trauerspiels“ (Luserke 1995b: 52). Das idyllisch anmutende Familientableau vermag die Beschädigungen der Einzelnen und die Brüche in den Beziehungen kaum zu verdecken: Die Heiratsarrangements werden „eilfertig von den Männern getroffen, um die Verführungskraft der Frauen unter Kontrolle zu bringen“ (Albert 1989: 66). Dementsprechend verstummt Guste, deren eigener Redeanteil nach dem zweiten Akt immer geringer wird, am Ende gänzlich. Auch Läufer ist am Ende eine stimmlose Figur. Lenz lässt zwar beide Figuren überleben, aber als gebrochene und gescheiterte junge Menschen.

Die überzogene Wendung zum Guten, bei der es sich eigentlich um verschiedene Notlösungen handelt, um die aus den Fugen geratene Ordnung wiederherzustellen, macht Lenz’ scharfe Kritik an den Umständen seiner Zeit umso deutlicher: *Der Hofmeister* führt eine Gesellschaft vor, in der Unfreiheit und Ungleichheit vorherrschen und in der die sexuellen und beruflichen Wünsche unterdrückt werden müssen, um für sich eine – und wenn auch noch so kleine – Lebensnische zu finden.

Der neue Menoza oder Geschichte des cumbanischen Prinzen Tandi

Q: Damm I: 125–190 (nach ED). – H: BJ Kraków, Leniziana 3 (Variante: Schluss des Stücks). – ED: *Der neue Menoza. Oder Geschichte des cumbanischen Prinzen Tandi. Eine Komödie.* Leipzig: Weygand, 1774.

Der neue Menoza oder Geschichte des cumbanischen Prinzen Tandi wurde 1774 durch Goethes Vermittlung erstmals bei Weygand in Leipzig gedruckt (Handschrift der früheren Schlussvariante in der Biblioteka Jagiellońska, Kraków) und trägt wie *Der Hofmeister* die Gattungsbezeichnung „Eine Komödie“. In der zeitgenössischen Rezeption überwiegen negative Urteile, wie u. a. von Wieland im *Teutschen Merkur*, der vor allem die uneinheitliche Komödienform kritisiert (vgl. den Nachdruck in *Der neue Menoza* [Hg. Unglaub 1987]: 127); in einem Brief wird *Der neue Menoza* mit den Worten, „die Träume eines betrunkenen Wilden könnten nicht verrückter sein“ (zit. nach Damm I: 721), abgewertet. Positiv äußern sich Herder, M. Claudius und J. H. Merck. Johann Georg Schlosser wendet sich in seiner Verteidigungsschrift *Prinz Tandi an den Verfasser des neuen Menoza* vehement gegen die scharfe Kritik (vgl. zur zeitgenössischen und späteren Rezeption Hinck 1965a: 92 f., Rector 1989: 187–189). In seiner 1775 veröffentlichten *Rezension des Neuen Menoza, von dem Verfasser selbst aufgesetzt* geht Lenz auf die Kritik ein und legt in Erweiterung der *Anmerkungen übers Theater* seine Komödientheorie dar (→ 2.4 THEORETISCHE SCHRIFTEN: REZENSION DES NEUEN MENOZA). Von seinem in der Selbstrezension erwähnten Plan einer Umarbeitung ist eine alternative Schlusszene erhalten (vgl. deren Abdruck bei Damm I: 722–724 u. Titel/Haug II: 730–732; vgl. auch Hinck 1965a, Unglaub 1987).

Der neue Menoza mutet zum einen als „soziale Komödie am Rande der Tragödie“ (H. J. Schmidt 1992b: 220) an, zum anderen als Märchen oder auch als Farce feudaler Intrigen und Liebesleidenschaften und ist eine Situationskomödie im Stil der *Commedia dell’Arte*, während das Figureninventar zum Teil der Sächsischen Typenkomödie entnommen ist (vgl. Hinck 1965a: 85 u. Hinck 1965b: 324–348). Des Weiteren

sind intertextuelle Bezüge zur europäischen Aufklärungsliteratur und verschiedene traditionelle Dramenmotive wie Geschwisterinzeit, Vertauschung von Kindern, Rückkehr des verlorenen Sohns kaleidoskopartig aneinander montiert. Mit der „halbe[n] Authentizität eines Geschichtsschreibers“ (Damm II: 701) hat Lenz seine Komödie verfasst, wie er in seiner *Rezension des Neuen Menoza* reflektiert. Die „oftmals unverständliche Handlungsführung“ (H. J. Schmidt 1992b: 222) und die „unvermittelten ‚Schnitte[]‘ (*cuts*) von einem Schauplatz zum nächsten“ (ebd.) – „Der Schauplatz ist hie und da“ (Damm I: 125) heißt es im Anschluss an das Personenverzeichnis (vgl. zum imaginierten Raum Detken 2009: 243–249) – spiegeln jedoch einen Blick auf die Welt wider, deren „einzig mögliche ästhetische Mediatisierung [...] in der Form des Fragments“ (H. J. Schmidt 1992b: 221) besteht.

Der Stücker Titel ist dem 1742 ins Deutsche übersetzten dänischen Roman *Menoza, ein asiatischer Prinz, welcher die Welt umher gezogen, Christen zu suchen, aber des Gesuchten wenig gefunden* von Eric Pontoppidan entlehnt: Menoza ist ein asiatischer Prinz, der in die christlich-abendländische Welt reist und dort statt der erwarteten Kultur vor allem auf Sittenlosigkeit stößt. Lenz' ‚neuer Menoza‘ heißt Prinz Tandì und hat eine doppelte Identität: Er ist nicht nur ein vermeintlich exotischer Prinz aus dem fernen Cumba, sondern zugleich der verschollene Sohn der Familie von Biederling und damit selbst gebürtiger Europäer. Die Familiengeschichte der Biederlings, die dem niederen Adel angehören, birgt entgegen des sprechenden Namens chaotische Anteile in sich: Die Eltern beklagen den Verlust ihres Sohnes, den sie vor vielen Jahren aus materieller Not in der Kriegszeit willentlich weggegeben haben; und Wilhelmine ist nicht ihre leibliche Tochter. Herr von Zopf, dem sie damals ihren Sohn anvertraut haben, bringt nun bei seinem gegenwärtigen Besuch nicht nur „Seidenwürmer“ (Damm I: 130) mit ins Haus, sondern enthüllt auch die Identität des Prinzen als verschollener Sohn. Neben Prinz Tandì und den Biederlings bilden die Adligen Graf Camäleon und die von ihm verlassene spanische Gräfin Donna Diana mit ihrer Amme Babet sowie die beiden Intellektuellen Baccalaureus Zierau und Magister Beza zwei weitere Figurengruppen. Donna Diana ist eine überzeichnete Version des Typus der ‚rasenden Frau‘ aus der Sturm-und-Drang-Tragödie, die mit sadistischer Lust die Geschlechtergrenzen überschreitet („Laß uns Hosen anzieh'n und die Männer bei ihren Haaren im Blute herumschleppen. [...] Ein Weib muß nicht sanftmütig sein“; ebd.: 138 f.). Zierau ist Student und Autor, der in der Nachahmung Wielands – angespielt wird auf den Staatsroman *Der goldene Spiegel* von 1772 – ein Manuskript über das ‚Goldene Zeitalter‘ verfasst hat. Beza ist ein sinnesfeindlicher Lehrer an der Gelehrtenschule an der Pforte. Beide vertreten zeitgenössische Positionen, die durch die karikaturistische Figurenzeichnung überspitzt vorgeführt werden.

Das Stück besteht aus zwei miteinander verwickelten Handlungen und endet in einer Selbstreflexion (vgl. H. J. Schmidt 1992b: 225–227). Der erste Handlungsstrang beinhaltet Tandìs Aufenthalt bei der Familie Biederling in Naumburg, wo er sich in die Tochter Wilhelmine verliebt. Herr von Biederling hat ihn in Dresden getroffen und ihn stolz, da es sich um einen „Prinz“ und um keinen „von den Alltagspassagieren“ handelt (Damm I: 126), in sein Haus eingeladen. Nicht nur auf die empfindsame Wilhelmine übt Tandì im ersten Akt Faszination aus, sondern auch auf die Intellektuellen Zierau und Beza. Der Europa-Reisende aus Cumba dient den Gelehrten als Gradmesser für ihre eigenen Positionen, die sie ihm mit großem Pathos darlegen. Für Zierau ist Europa das Land der Genies, der Wissenschaften und der

Künste, in dem sich zukünftig das Goldene Zeitalter erschaffen ließe. Für Beza hingegen ist die dem zügellosen Leben hingeebene gegenwärtige Welt dem Untergang geweiht.

Der zweite, in den ersten verwobene Handlungsstrang besteht aus den Intrigen zwischen Donna Diana und Graf Camäleon. Der Graf hat versucht, Diana zu vergiften, nachdem diese wiederum ihren Vater hat vergiften lassen, um für ihren Mann den Schmuck ihrer Mutter zu stehlen. Nun hat sich der Graf im Gartenhaus seines Pächters, Herr von Biederling, einquartiert und wirbt ebenso wie Tandis um Wilhelmine, während die von ihm verlassene Donna Diana erfahren muss, dass sie als Kind vertauscht worden ist. Wie sich später herausstellt, sind beide Figurengruppen, die Biederlings und das zerstrittene Adelspaar verwandtschaftlich miteinander verbunden, da Diana die leibliche Tochter der Biederlings ist.

Aufgrund seiner enttäuschenden Europa-Eindrücke will Tandis im zweiten Akt wieder abreisen, aber Wilhelmine mitnehmen und zur Königin von Cumba machen. Mit Herrn von Biederling vereinbart er schließlich, vorher noch einige Jahre in Europa zu bleiben und in Begleitung von Wilhelmine herumzureisen. Nachdem Wilhelmine ihr ‚Herz hat sprechen lassen‘ und sich frei, ohne elterliche Autorität gegen den Grafen und für Tandis entschieden hat, gestehen sich die beiden in einem überwältigenden Gefühlsrausch ihre Liebe. Die Eltern geben ihren Segen, und es wird Hochzeit gefeiert. Nach ihrer Hochzeitsnacht muss das frisch vermählte Paar im dritten Akt jedoch von Herrn von Zopf erfahren, dass Tandis der Sohn der Biederlings ist und sie demnach Bruder und Schwester sind. Tandis empfindet dieses Verhältnis als moralisch untragbar und verlässt Wilhelmine und sein Elternhaus. Herr von Biederling sucht daraufhin in Leipzig die religiöse Obrigkeit mit der Bitte um eine Ausnahmeregelung für die Ehe seiner Kinder auf. Während Wilhelmines Mutter versucht, ihre vermeintliche Tochter mit dem Grafen zu verkuppeln, erfolgt im vierten Akt eine erneute Wendung: Die Amme Babet teilt Wilhelmine mit, dass sie gar nicht Tandis Schwester ist, da sie als Säugling aufgrund einer entstellenden Krankheit von ihren leiblichen Eltern mit Donna Diana getauscht wurde. Die vermeintliche Biederling-Tochter ist eigentlich in eine spanische Adelsfamilie hineingeboren worden; Diana und Tandis aus dem fernen Spanien und Cumba sind hingegen gebürtige Biederlings.

Der Handlungsstrang um das Adelspaar endet mit einem furiosen Finale: Der Graf hat eine Intrige gesponnen, um Wilhelmine beim Maskenball zu verführen, allerdings hat Donna Diana deren Platz eingenommen, um sich an ihrem Mann zu rächen. Als der Graf bei seinem Verführungsversuch erkennt, dass es sich nicht um das begehrte junge Mädchen, sondern um Diana handelt, versucht er, sie zu erwürgen. Sie aber wehrt sich und ersticht ihn. Der Diener Gustav, der wiederum in Diana verliebt ist und deshalb dem Grafen den Tod an den Hals wünscht, richtet die Gewalt gegen sich selbst und erhängt sich. Auf der Landstraße zwischen Leipzig und Dresden findet im fünften Akt einstweilen die Wiedervereinigung von Vater und Sohn statt, obwohl Tandis zunächst bei seiner Position bleibt, nicht in einer inzestuösen Ehe leben zu wollen. Als Wilhelmine Tandis mitteilt, dass sie nicht seine Schwester ist, steht einer Wiedervereinigung des Liebespaares nichts mehr im Wege. Insgesamt ist der fünfte Akt im Verhältnis zu den vorherigen Akten relativ kurz; die Ereignisse reihen sich in verknappter Form und in zunehmendem Tempo aneinander. Den Abschluss der Komödie bildet die angehängte selbstreflexive Handlung, in der Zierau und sein Vater